Pariser Spaziergänge.

Von

Hermann Lessing.

Berlin.
Allgem. Deutsche Verlags-Anstalt.
1854.

Vorwort.

Schon Julius Cäsar, dem die Pariser Moden noch unbekannt waren, nennt die Gallier ein Volk, das stets nach neuen Dingen begierig ist, eine Charakteristik, die noch heute in jeder Beziehung zutrifft. Ist auf Erden nichts dauernd als der Wechsel der Erscheinungen, die Metamorphose, so offenbart sich dieser ewig gährende Entwickelungs-Prozeß auf französischer Erde im höchsten Maaße. Wie Frankreich zwischen Süd und Nord schwebt, so sind seine Bewohner im steten Kampf mit der Leidenschaft und dem Gedanken, und seine Geschichte ist ein inhaltreiches Drama, das aller Regeln der Kunst und der Kombination spottet. Dieses bunte Spiel des Le-

bens ist aber nirgends besser zu beobachten, als an den Ufern der Seine, in der französischen Hauptstadt, die zugleich der geistige, politische und nationale Mittelpunkt des Landes ist. Paris giebt die Grundmelodie an, zu der die Provinzen die Variationen liefern; in kühnen Umrissen wird hier das Bild entworfen, dessen matte Kopie die Departements ausführen. In Folge der straffen Centralisation ist in gewissen Beziehungen ein Spaziergang durch Paris zugleich eine Reise durch Frankreich. Von diesem Gesichtspunkte aus mag der freundliche Leser einzelne Abschweifungen und Bemerkungen entschuldigen, die eine größere Tragweite haben, als das Pariser Straßenpflaster, dessen spezielle Vegetation wir in diesen Blättern zu schildern versuchten. Und wer im Gegensatz zu Danton das Vaterland an den Füßen mitnimmt, der wird die vielfachen vaterländischen Beziehungen auf die nordische Metropole verzeihlich finden. Man macht es den Deutschen so häufig zum Vorwurf, daß sie, zu kosmopolitisch, in der Fremde sofort den heimathlichen Staub von den Füßen schütteln. Wohlan denn! wir schämen

uns nicht der tiefen Spuren des bröckelnden Berliner Sandes. Nec te vestigia terrent!

Paris und Berlin sind überdies die interessantesten Gegensätze. Paris hat ein Schiff mit schwellenden Segeln im Wappen, Berlin einen angebundenen Bären. Auf den einsamen Straßen von Berlin gehen die Menschen, die Individuen, im Gänsemarsch einher, während in Paris der Massengeist, der esprit de corps, auch die Massen zu Paaren treibt. Und während in der Hauptstadt Großbritanniens ein unaufhaltsames Kirchthurmrennen stattfindet, bei dem die Menschen nur das Ziel im Auge haben, aber nicht die Blumen, die am Wege sich darbieten, so ist Paris die einzige Stadt, die die Anforderungen des wahren Kunstwerks, die Ruhe in der Bewegung, vereinigt. Das Flaniren ist deshalb eine französische Erfindung, und man kann in Paris nicht bloß spazieren gehen, sondern selbst spatzieren sitzen, weshalb auch die merkwürdige Erscheinung, daß so viele Tausende alltäglich zum freiwilligen Sitzen ohne Wasser und Brod sich verurtheilen. Von diesem künstlerischen Standpunkt haben

wir die französische Welt zu skizziren versucht. Dieser Standpunkt ist kein untergeordneter; denn

So lange nicht die Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sich das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Jean Paul sagt einmal: „Die Freuden der Menschen sind schöne Spaziergänge im Hofe des Gefängnisses.“ Möge der Leser bei diesen Pariser Spaziergängen dieselben Empfindungen haben; zuerst seine Freude daran und dann sich gefesselt fühlen!

Berlin, am 10. October 1854.

Der Verfasser.

Inhalt.

I.

Das erwachende Paris. — Die Cafés und die Zeitungen. — Die Läden.

Bisher kannte die Geschichte nur eine Völkerwanderung, in der ganze Nationen, ohne Rücksicht auf kontraktliche Bestimmungen, ihre Wohnungen wechselten. Unser an neuen Erscheinungen so reiches Jahrhundert hat davon zwei aufzuweisen. Es giebt eine stille Völkerwanderung von Arbeitsamen, die ihr letztes Habe und Gut und sich selbst den Fluthen des Meeres anvertrauen, um jenseits des Oceans eine neue Welt zu suchen und zu schaffen; es giebt eine geräuschvolle Völkerwanderung von Genießenden, die ihre schweren deutschen Thaler gegen winzige französische Napoleons vertauschen, um an den Ufern der Seine die Welt des Luxus, der Mode und der irdischen Vergänglichkeit zu studiren. O, unbefangener Fremdling, der du während der Sommermonate nach Paris pilgerst, du glaubst im

Palais royal oder, wie es vor 1852 hieß, im Palais national oder auf den Boulevards, in diesem Brennpunkt der Industrie und des Luxus, du glaubst dort Franzosen zu finden, Orleanisten, Bonapartisten und Legitimisten, du willst an ihrem Gange, an ihrer Haltung, an ihrem Bart schon von weitem die politische Partei erkennen, und siehe da, der Mann der Partei nähert sich, es ist der ehrliche epicier aus deiner Vaterstadt, der mit seiner Gattin die seit zwanzig Jahren versprochene Hochzeitsreise macht, und dicht hinter ihm der Geheimerath aus dem Thiergarten, der Franzosenfresser auf Urlaub, und neben ihm sein Sohn, der Heidelberger Student mit unbeschirmter Mütze. Die Preußen, und namentlich die Berliner, haben in diesem Sommer einen so imposanten Einzug in Paris gehalten, daß man namentlich in den Morgenstunden mehr Berlinisch als Französisch sprechen hörte.

Die Franzosen machen sich erst in den Mittagsstunden geltend. Sie glauben nicht daran, daß die Morgenstunde Gold im Munde habe. So manche Pariser Aurora, die das Gold sehr liebt und die als dame aux camélias eben so gefeiert wurde, wie als fille de marbre in den Staub gezogen, sie weiß, daß das Gold der Morgensonne nur bei Dichtern, nicht bei zahlungsfähigen Men-

schen einen Werth habe. Vor 10 Uhr Morgens sind nur die Ausrufer am thätigsten, die den ganzen „plan de Paris“ vor eueren Augen entrollen und die papiernen Fremdenführer zu Dutzenden aufgeschichtet im Arm tragen. Ein solcher Ausrufer ist aber kein Gamin; er ist ein Mann in vorgerückten Jahren, der in langsamen abgemessenen Schritten Jahr aus Jahr ein auf denselben Asphaltplatten wandelt und seine Phrasen mit einer gewissen tragischen Würde recitirt. Erst nach 10 Uhr wird der Lärm und das Gewühl auf den Straßen so groß, daß die Lungen der Ausrufer nicht die hinlängliche Kraft besitzen, um das Brausen der Pariser Lebenswellen zu übertönen. Schon bevölkern sich die Café's, die hier nach den Ansprüchen aller Klassen eingerichtet sind. Soliman Aga, der Gesandte der hohen Pforte, führte im Jahre 1669 den Gebrauch des Café hier ein, und er ahnte nicht, welchen fruchtbaren Keim er in diesen Boden gelegt. Schon unter Ludwig XV. zählte die Stadt 600 Cafèhäuser, und jetzt existiren 4000 solcher Oasen, in welchen man den Mokka in allen Gestalten schlürfen kann. Die geistvolle Frau v. Sevigné irrte sich zweimal, als sie behauptete, Racine's Ruhm werde in Frankreich so schnell vergehen, wie der Gebrauch des Café. Wie die Türken die Caféhäuser die Schulen der Erkenntniß nennen,

so scheinen auch die meisten Franzosen in diesen Zufluchtsörtern mehr Erkenntniß und Erholung zu suchen, als in den berühmten Briefen der Marquise. Selbst das schöne Geschlecht besteht aus eifrigen Caféschwestern, und in jenem eleganten und geräumigen Lokal an der Ecke der rue de Richelieu, das wie die Straße den Namen des allmächtigen Ministers führt, ist extra et intra muros kaum ein Platz zu bekommen. Gestriegelte Kellner im Dienstkleide, in weißen Kravatten und schwarzen Jacken, die Serviette in der Hand, eilen hin und her und rufen den verlangenden Gästen ihr stereotypes „voilà Monsieur“ entgegen. Der Pariser garçon ist ebenso höflich als aufmerksam und pfeilschnell in seiner Thätigkeit; das magische Band, das ihn an den Gast fesselt, ist nicht etwa die Pietät, die Ehrfurcht oder irgend eine patriarchalische Tugend, nein, es ist nichts als der zehnte Theil eines Franc, zwei Sous, die er vom Gaste als Trinkgeld erhält und die er in die gemeinsame Büchse wirft. Am letzten Tage des Monats wird dann der klingende Beutel unter die dienenden Priester vertheilt. So wird der Kellner nicht vom Oberhaupte des Café's, sondern nur durch die freiwilligen Gaben der Liebe besoldet. Er erhält den Zehnten, wie die Geistlichkeit, und seinem Amtseifer ist es zuzuschreiben, wenn das Scherflein

der Liebe zu einer großen Summe gewachsen ist. Ein garçon, der das Glück hat, in einem Café der Boulevards stationirt zu sein, hat oft eine monatliche Einnahme von 150 bis 200 Frcs., von 40 bis 50 Thalern, und mancher deutsche und französische Schulmeister, der Erzieher des Menschengeschlechts, der die Bedürfnisse des Verstandes methodisch befriedigt, dem Geist und Herz der Jugend anvertraut sind — sein Einnahmebudget, obgleich vom gesetzgebenden Körper genehmigt, ist lange nicht so bedeutend, wie das des Kellners, der nur den gesetzgebenden Körper, die fleischlichen Gelüste des Menschen zu befriedigen weiß.

Nach statistischen Notizen kostet in Frankreich der Galeerensklave dem Staat 85, der Schullehrer nur 77 Thaler, und wiederum zeigt die unmaskirte unerbittliche Statistik, daß in dem Zeitraum von 1826 bis 1843 die Bevölkerung um 7 Prozent, die Verbrechen aber, eine Frucht der schlechten Erziehung, um 45 Prozent gewachsen sind. Wir wissen nicht, welcher Antheil bei dieser kriminalistischen Progression auf die Hauptstadt des Reiches kommt, aber welche schwache Seele kann in Paris der Verführung widerstehen! Der Kellner, der eben den Café servirt, der dir das Journal in die Hand drückt und die sammtnen Polster zurecht setzt, er

hat vielleicht durch seine verführerischen Künste, durch den Comfort, das lockende Aushängeschild, manche Sünde auf seinem Gewissen, denn er sieht nur in den Magen und in die Tasche, nicht in die Herzen seiner Gäste. In Paris, wo der Glanz und der Luxus sich fast mit einem die Armuth beleidigenden Hohn zur Schau trägt, wo der Egoismus der besitzenden Klassen, der zahlreichen Parvenü's, einen versöhnenden Schleier verschmäht, dort mußten die kommunistischen Systeme einen realen Boden gewinnen; sie mußten endlich nicht mit den geistigen, sondern mit den eisernen Waffen besiegt werden. Noch heut zu Tage erhöhen die bedeutenden Eisenbahn- und Omnibus-Gesellschaften die Fahrpreise des Sonntags, was unsers Wissens in Deutschland nirgends geschieht; der Arme, der am Sonntag eine Lustfahrt unternehmen will, muß sie theurer bezahlen als der Reiche, der am Wochentage sich vergnügt. Der Pariser Arbeiter geht dieser Ausbeutung so viel wie möglich aus dem Wege, indem er den Montag feiert und den Sonntag arbeitet, aber das katholische Frankreich, in dem jetzt der Klerus eine so bedeutende Macht besitzt, schweigt zu dieser Entheiligung des Sonntags. Die Speculation der Börse und das Steigen der Aktien sind noch mächtiger als die Geistlichen. Sie geben allein dieser französischen Welt die Gesetze.

Man verzeihe uns diese kleine Abschweifung. Werfen wir noch einen Blick in das Café, das unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Es ist 11 Uhr. Fast alle Plätze im Innern und draußen vor der Thür sind besetzt. Der Pariser liest, indem er den Mokka schlürft, sein Morgenjournal mit großer Andacht. Eine politische Debatte mit seinem Nachbar zu führen, ist jetzt sehr gefährlich. Schweigen ist in Paris der erste Paragraph der Gesetzgebung. Das Gelübde der Trappisten ist den gesprächigen Franzosen als Buße auferlegt worden, und selbst ein Aristoteles würde in den Café's den Menschen nur als verdauendes, aber nicht als „politisches Thier" wiederfinden. Ueberdies sind die Zeitungen nicht so aufregender Natur, daß sie ihren Lesern zu Kontroversen Veranlassung geben. Von dem, was eigentlich in Frankreich und namentlich in Paris geschieht, erfährt man sehr wenig. Die „Indépendance belge" hat häufig wichtige Nachrichten, die man aber nicht aus dem Blatte selbst lesen, sondern nur durch ihr plötzliches Ausbleiben vermuthen kann. Nur die englischen und deutschen Zeitungen geben dann einigen Aufschluß. Die Franzosen, die keine linguistischen Talente besitzen, können in den deutschen Zeitungen kaum die Buchstaben, die „lettres gothiques", wie sie sagen, lesen; in den eng-

lischen wohl die Buchstaben, aber nicht die Worte. Diese beiden Quellen stehen daher immer dem Fremden offen, um mit Paris in einer innigeren Verbindung zu bleiben, als die Pariser.

Man findet an den Orten, die viel von Fremden besucht werden, die Neue Preußische, die National-Zeitung und am häufigsten die nächste deutsche Nachbarin, die Kölnische. Die Neue Preußische figurirt hier nur unter dem einfachen Namen „Gazette de Prusse"; das sogenannte „Preußische Wochenblatt" ist noch nicht bis an die Ufer der Seine gedrungen. Herr von Bethmann-Hollweg ist von den Franzosen noch nicht verstanden worden. Auch die Gelehrten des Kladderadatsch stehen mit der französischen Regierung nicht im besten Einvernehmen. Wie wir erfahren haben, kommt zwar das Blatt über den Rhein, aber es dringt nur bis in die Pforten der Polizei-Büreau's. Dort bleibt es liegen mit allen seinen Witzen, seinen Karrikaturen, seinem Wochenkalender, und dient nur zum Ergötzen weniger mit der Metropole der Intelligenz befreundeten Beamten. Das französische Volk soll trotz seiner vielen Wandelungen noch nicht reif für einen Kladderadatsch sein. O, armer Kladderadatsch, du machst den Flug durch die Welt, durch einige dreißig deutsche Staaten, du gehst

selbst über den Ocean, du bist selbst an der Leine in Hannover vollkommen vogelfrei und hier in Paris beschneidet man deine Flügel und lähmt deine Fittiche. Und welche Inkonsequenz! Es leben an den Ufern der Seine in vornehmen Hôtels Mitarbeiter des Kladderadatsch, die ihm den besten Stoff liefern und reichliche Nahrung geben. Die Verfasser genießen Ehre und ihre Produkte sind so streng verpönt wie deutsche uckermärkische oder Havannah-Cigarren!

Während dieser Betrachtungen ist das Dejeuner verzehrt, die Besatzung der Café's wird schwächer, ermüdete Kellner nehmen die leer gewordenen Plätze ein, ein neuer Zeitabschnitt beginnt im Leben des Flaneurs. Die Läden, die großartigen Magazine, die dem Chaos ihrer Waaren allein durch die Art der Ausstellung den Reiz des Schönen mitzutheilen wissen, haben jetzt ihre Dekoration vollendet. Ueberall wird das Auge gefesselt, ein phantastisches Gemisch der europäischen Industrie zieht vor uns vorüber. Und mit welcher Koketterie hat jeder Kaufmann seine Waaren ausgestellt! Hinter den mächtigen Spiegelscheiben, die von keinem Stäubchen getrübt sind, da liegen, wie nachlässig hingeworfen, jene unzähligen Erzeugnisse des Kunstfleißes, denen Paris den Ruhm des Geschmacks zu verdanken hat. Mögen alle Welttheile zu diesen Läden bei-

gesteuert haben, mögen wirklich diese kostbaren golddurchwirkten Shawls aus Indien, mag wirklich dieses Stickmuster mit dem historischen Bilde von Berlin, mag wirklich diese lächelnde Puppe und ihre Geschwister aus Nürnberg stammen, die Art, wie sie sich präsentiren, ist weder indisch noch berlinisch, noch bavarisch, sie gehört wesentlich dem Departement der Seine an. Man stellt hier nicht die Waaren in die Läden hinein, sondern man schneidet förmlich die Läden für die Waaren zurecht, so daß der untere Theil der Häuser sehr häufig mit dem oberen in gar keine Verbindung steht. Daher dient das Haus gleichsam zur Einfassung der Waare und bildet den Rahmen, aus dem die Kinder des Luxus sehnsüchtig ihre Arme nach dem Vorübergehenden ausstrecken. Deshalb sind die Pariser Schaufenster stets von Neugierigen belagert, fast täglich ziehen sie ein neues Gewand an, fast täglich ändern sie ihre Physiognomie und erscheinen, von der nachbarlichen Konkurrenz stets angespornt, in den wunderbarsten Metamorphosen. Ein Schneider stellt hier nicht blos seine fertigen Kleidungsstücke, Westen oder Röcke aus, nein, er hat zwei lebensgroße Figuren, die vom Kopf bis zu Fuß nach dem Schnitt der neuesten Mode gekleidet sind. Alles wird hier bildlich versinnlicht; die Zeit ist zu kostbar, um zu Denken und zu

überlegen, selbst derjenige, der nicht lesen kann, der nicht die Sprache versteht, soll in alle Mysterien eingeweiht werden! Sogar die erfahrenen Frauen, deren Kunst der junge Weltbürger erleichterten Zutritt in's Leben zu verdanken hat, sie kündigen sich nicht bloß als sage-femme an, auf großen Schildern mit dem Zusatz „accouchement secret“, sondern sie entrollen auf einem großen Bilde eine ganze Familienscene, die oft das dritte Stockwerk des Hauses, wie ein Freskogemälde à la Kaulbach ziert. Man sieht eine leidende Dame, auf deren bleichem Antlitz ihr körperlicher Zustand sich ausspricht; neben ihrem Bette steht eine ehrbare Frau aus dem Bürgerstande, einfach und reinlich gekleidet, die mit der Miene des Arztes jeden Athemzug der Kranken sorgsam zu belauschen scheint. Man sieht hier, daß die modernen Pariser, so gut als die alten Aegypter, selbst die Geheimnisse des Lebens auf ihren Wänden bildlich verewigen!

So finden wir Leben und leben lassen in den mannigfachsten Darstellungen. Auch die Seite, von der der Gourmand das Leben auffaßt, stellt sich hier im schönsten Lichte dar. Die Händler mit Eßwaaren, die „marchands de comestibles“, entfalten in ihren Schaufenstern ein Stillleben, so schön als es nur die Nieder-

länder je gemalt haben. Und was bis nach Paris lebendig transportirt worden, es lebt noch im Schaufenster, wie in seiner Heimath. Beim Plätschern eines Springbrunnens bewegen sich riesige Seekrebse wie in ihrem eigentlichen Element. Ungeheuer von Seefischen wie kleine Wallfische, nehmen die ganze Breite des Schaufensters ein; im Hintergrunde kauern ängstlich Kaninchen, die ihre traurige Zukunft zu ahnen scheinen, wie die Gefährten des Odysseus, in einer Felsengrotte; die schönsten Früchte, die auf den breiten Blättern von Schilfpflanzen wie auf einer Decke ausgebreitet sind, müssen bei einem Thermometerstande von einigen 20 Graden die Eßlust reizen. Herr Chevet im Palais royal ist der erste Künstler in dieser Art der repräsentativen Gastronomie. Da sonst das Repräsentationssystem in Frankreich keine reale Existenz mehr hat, so fordern wir jeden Leser dieser Blätter, der einen Besuch in Paris abstattet, auf, auch diesem Vertretungssystem aus dem Reiche der animalischen Natur einige Momente der Betrachtung zu schenken.

Da überhaupt das Auge in Paris weit mehr Beschäftigung findet, als die übrigen Sinne, und das Bestreben jedes Verkäufers ist, gesehen und bemerkt zu werden, so muß hier jeder seine Handelsartikel dem Schau-

fenster anvertrauen. Selbst die größten Restaurants, deren Ruf ein europäischer ist, sie verschmähen es nicht, mit riesigen Ananas, Orangen, Erdbeeren, Spargel, Artischocken als Lockungsmittel, ihre Thür zu schmücken; jene symbolische Kreuzung von Messer und Gabel, wie sie die Berliner Kellerwirthschaften aufweisen, ist den Franzosen zu deutsch, d. h. zu abstrakt. Diese hängenden Gärten der Semiramis werden dann wieder von den Modisten künstlich nachgebildet, und wir fanden auf zarten Damenhüten so schwellende, dunkelrothe Erdbeeren, wie sie die Gärtner der Umgegend nicht besser liefern können. Das Stück „le chapeau de paille“, das auch bei uns unter dem Namen: „Ein Königreich für einen Strohhut“ einen eben so lauten Beifall fand, wie an der Seine; es trägt ganz den Stempel der Pariser Industrie an der Stirn. Die Damenhüte, die von hier aus weit mehr als die Revolution die Reise um die Welt machen, sind so reizender Natur, daß man es, was die Pointe des Stückes ist, selbst einem Pferde nicht verargen kann, nach diesen lockenden Gütern seine Zunge auszustrecken. Häufig ist man in der Lage, einen Damenhut weit mehr zu bewundern, als das Antlitz, das unter ihm verborgen, und wenn die Schweizer es verschmähten, dem Kalabreser Geßler's ihre Ehrfurcht zu

bezeugen, so mag der Mangel einer Pariser Garnitur, die jede Form zu verschönern vermag, hauptsächlich Schuld daran sein. In sehr vielen Theaterstücken, die das Pariser Leben schildern, spielt der Damenhut eine Hauptrolle; die nicht gestillte Begierde nach einem modernen Kopfputz ist in Paris oft die erste Ursache des häuslichen ehelichen Unfriedens. „Mit dem Hut in der Hand" schleicht sich der begünstigte Liebhaber ein, und diesem Empfehlungsbrief vermag das weibliche Herz nach der Auffassung der Vaudeville-Fabrikanten nicht zu widerstehen. Die deutsche Sprache hat noch den schönen Zuruf: „Der Himmel behüte Sie." Die französische kennt nur das protéger. Auch das „Behüten" wird hier rein sinnlich aufgefaßt; es ist die Aufgabe der Modistinnen, die dieser Spezialität ihr Leben weihen und diese Kunst der Dekoration zur höchsten Entwickelung gebracht haben.

Wie vieles Andere, so ist es den Modistinnen zuzuschreiben, daß die gesammte Pariser Bevölkerung ohne Unterschied des Standes und des Bildungsgrades, dem guten Geschmack so sehr huldigt. Das Auge wird nie durch eine geschmacklose Zusammenstellung der Farben beleidigt. Sie wissen gar nichts von der Göthe'schen Farbenlehre, aber ein unbewußter Instinkt, der seit Jahr-

hunderten ausgebildet ist, offenbart ihnen die Verwandtschaft und die Harmonie der verschiedenen Farben. Das Harmonische und Graziöse ist das charakteristische Element aller ihrer Schöpfungen, so daß selbst die sogenannten freien Künste, die höhere Anforderungen zu machen berechtigt sind, häufig unter diesem Niveau leiden müssen. In der keuschesten Kunst, der Skulptur, die den sinnlichen Reiz der Farbe verschmäht, stehen daher die Franzosen den Deutschen bedeutend nach, und allen ihren öffentlichen Monumenten und Statuen ist das Theatralische und Kokette als nationaler Stempel aufgedrückt.

Aber das und noch viel mehr kann man bemerken und beobachten, wenn man die Hauptsitze der Industrie, die rue de Richelieu und die rue Vivienne im Fluge durchwandert. Jeder Laden hat seine Bewunderer, die sich oft mit schwerem Herzen oder mit leichtem Beutel von ihm trennen. Die Kreatur schreit hier nicht zum Himmel, sondern lobt den Meister, aus dessen Atelier sie hervorgegangen. Engländerinnen, die bei ihrer Ankunft noch vom Kopf bis zur Zehe mit dem bunten Regenbogen ihres Albions umgürtet sind, sieht man in wenigen Tagen durch die Künste der Pariser Toilette zu französischen Modekupfern umgeschaffen. Sie können sich noch nicht frei in der Robe bewegen und betrachten nun fort-

während mit niedergeschlagenen Augen die graziöse Wendeltreppe der Voland's, die hier auch „Barrikaden der Mode" heißen. Die Händler mit Modewaaren wissen es sehr wohl, welche bedeutende Konsumenten das vereinigte Königreich und seine Kolonien liefern; fast auf allen Schildern der größten Magazine liest man daher die Worte: „Hier wird englisch gesprochen" (english spoken), die auf das patriotische Herz einer Engländerin, die mit der französischen Sprache im Kampfe liegt, eine höchst wohlthuende Wirkung ausüben. Die Worte „Man spricht deutsch" sind sehr selten als einladende Inschrift zu finden; nur ein Bäcker in der rue Vivienne kündigt deutsches Brod, d. h. schwarzes Roggenbrod, das hier zu den größten Seltenheiten gehört, da für die ganze Bevölkerung nur Weizen blüht, mit deutschen Buchstaben an. Sonst findet man deutsche Anzeigen nur noch an den Auswanderungs-Bureau's, in denen hier die größte Thätigkeit herrscht. Fast alltäglich sieht man ganze Schaaren unglücklicher deutscher Auswanderer, die mit Weib und Kind das Vaterland verlassen und von den Agenten für 50 Gulden aus dem deutschen Süden über Paris und Havre nach New-York „dirigirt" werden. Obgleich hier aber wenigstens 80,000 Deutsche leben, deren Betriebsamkeit und Talent die Pariser Industrie ei-

nen großen Theil ihres Flor's zu verdanken hat, so verläugnet doch der deutsche Arbeiter ganz und gar in Sitte und Sprache seine Nationalität. Im Vergleich mit den übrigen Nationen, den Engländern, Amerikanern, ist es ja vom Standpunkte der Gedächtnißkunst verzeihlicher, drei und dreißig Vaterländer zu vergessen, als ein einziges.

Plötzlich nimmt die rue Vivienne eine andere Physiognomie an. Die Wagen fahren schneller und die Fußgänger laufen, als ob sie vom bösen Geist getrieben wären. Alles eilt nach dem herrlichen griechischen Tempel, der in der Mitte der Straße auf einem freien Platze erbaut ist. Aber nicht dem heidnischen Zeus werden hier Opfer gebracht, sondern dem alttestamentarischen goldnen Kalbe. Es ist ein Uhr, die Börse beginnt. Das goldne Kalb bestimmt den Kours oder Lauf der Welt.

II.

Das Börsenspiel. — Pariser Charlatanerie.

Burke sagt: „Das Jahrhundert der Rechenmeister ist gekommen, der Glanz von Europa ist ausgelöscht.“ Hätte Burke die Pariser Börse gesehen in den Zeiten, als die türkische Frage noch fraglich zu sein schien, das Prädikat „Rechenmeister“ wäre ihm zu edel für diese hier agirenden Kräfte erschienen. Man kann wohl mit Zahlen rechnen, aber nicht mit Gerüchten. Die Pariser Börse lebt vom Winde und da in jedem Augenblick der Wind die Segel der französischen Flotte schwellen konnte, so wurde die Besika-Bay für viele Spekulanten ein sehr einträglicher Nahrungszweig. An dem Tage, als der zögernde Admiral abberufen wurde und ein neuer eingesetzt, da traten die Fluthen der Börse bis weit über den Damm der rue Vivienne aus und der Strom der Spekulirenden wogte bis gegen Abend auf den Straßen der Nachbarschaft. Es gab in diesen Tagen viele Per-

sonen, die nur von der türkischen Frage lebten und durch eine telegraphische Depesche in diesem Hazardspiel ihr Glück gemacht hatten. Es waren dies die französischen „künstlichen Blutigel", die überall anbeißen, wo noch etwas zu saugen ist, und die auch bei uns ihren Eingang fanden. Man zeigte uns Vollmondsgesichter, die nur dem Halbmond den günstigen Wechsel ihrer Lage verdankten. Das Pariser Börsenspiel hat zwar seinen Mittelpunkt in dem Gebäude selbst, aber auch die nächstgelegenen Passagen zeigen fortwährend Gruppen, die sich nur mit ganzen Zahlen, sehr häufig auch nur mit Brüchen beschäftigen. Zwar läßt die Polizei durch die sergeants de ville, die Pariser Konstabler, diese Gruppen auseinander bringen, sie duldet keinen Stillstand der Spekulation, aber kaum ist der eine Kopf der Hyder abgeschlagen, so bildet sich im Rücken des Beamten ein neuer. Wie Pythagoras die Zahl als den Grundbegriff aller Dinge definirt, so geht auch in der Anschauung dieser modernen Pythagoräer nichts über die Zahl hinaus und wie in der Musik oft ein Achtel von eben solcher entscheidenden Wichtigkeit ist, wie bei den Weintrinkern, so deutet auch bei diesen Denkern, die auf den Gassen ihre Weisheit predigen, ein Bruch in der Höhe oder in der Tiefe auf eine gebrochene, niedergedrückte oder sich

erhebende Seele. Wer nicht so starke Nerven besitzt, wie die Dräthe der Telegraphen, der nahe mit keinem Schritt dem Tempel der Börse. Dieser Cultus ist der geräusch-vollste, ohrenzerreißendste, der sich nur denken läßt; die chinesische Musik ist Sphären-Harmonie dagegen. Alle Fonds werden nämlich öffentlich versteigert und ein aufmerksamer Beobachter konnte es bemerken, daß in einer halben Stunde Rußland ein Viertel mehr Vertrauen genoß, als die französische Regierung, während in der nächsten halben Stunde Frankreich dem Sultan ein Achtel mehr Vertrauen schenkte, als seinem Gegner. Fourier, diese mathematische Sphinx, hat bekanntlich die Liebe der Eltern zu den Kindern in Zahlen berechnet und ist deshalb so oft der Lächerlichkeit Preis gegeben worden. Die Börse des neunzehnten Jahrhunderts berechnet aber noch ganz andere Dinge und weiß sehr genau, welche numerische Stärke der Glaube der Ungläubigen an die Zukunft des Vaterlandes hat. Auch die Frauen betheiligen sich mit Eifer an diesem Glücksspiel, bei dem das Wohl der Völker in die eine Waagschale gelegt wird und die Gewinnsucht in die andere. Zwar sind die Frauen gesetzlich vom Besuch der Börse seit einigen Jahren ausgeschlossen und es ist dies vielleicht der einzige Ort in Paris, wo das schöne Geschlecht nicht repräsentirt ist,

aber sie haben fortwährend ihre Agenten, die von ihrer politisch-finanziellen Stimmung unterrichtet, die Operationen ausführen. Obgleich die Türken durch die Vielweiberei das schöne Geschlecht nicht sehr ehren und nur die Reize der Mehrzahl, nicht aber der einzelnen Persönlichkeit anerkennen, so soll namentlich die Türkei während der kritischen Zeit eine starke weibliche Protektion gehabt haben; auch wird erzählt, daß eine hochgestellte Dame damals ihren ganzen Einfluß verwendete, damit endlich die Stimme der Regierung in dem Cirkular des Ministers des Auswärtigen laut werde. Es fällt daher durchaus nicht auf, wenn Damen das Repertoir der Börse: den Kourszettel, kaufen und mit großem Eifer studiren. Dieses Blatt, auf dem alle civilisirten Nationen, d. h. diejenigen, die Schulden haben, ihr Conto finden, wird sogleich nach dem Schluß der Börse in unzähligen Exemplaren verkauft. Die Ausrufer finden jetzt wieder ihre Beschäftigung und auf der ganzen Strecke von den Boulevards bis zum Palais royal hört man zwischen 3 und 4 Uhr nur das laute Feldgeschrei „les cours de la Bourse et de lá Banque.“

Diese allgemeine Theilnahme, die sich immer in Zeiten der Schwankungen der Börse zuwendet, weil dann leicht einer den anderen über Bord werfen kann, wurde

auch sogleich von der Industrie ausgebeutet. Unter dem Titel: „Bulletin de la bourse“ bildete sich eine Börsenzeitung, die auch alltäglich erscheint und der Lunge der Ausrufer anvertraut wird. Alle Nationen, die die Kunst verstehen, aus Lumpen Geld zu machen, werden hier in Zahlen und Bruchtheilen übersetzt, die häufig schon am Morgen in einem Artikel des „Moniteur“ zwischen den Zeilen zu lesen sind. Dies Blatt in Querformat, das viele Käufer fand, und folglich zu Anzeigen sehr passend schien, ward sogleich von der Annoncen-Gesellschaft in Pacht genommen und empfängt für die letzte Seite der Anzeigen von dieser Gesellschaft so viel Pacht, als das ganze Blatt Kosten verursacht. Bei der Theilung der Arbeit, die in Paris das Grundgesetz jeder industriellen Thätigkeit und selbst bis auf die dramatischen Schöpfungen sich erstreckt, haben die Zeitungen nicht direkt mit dem anzeigenden Publikum zu thun; es existiren hier sechs Annoncen-Gesellschaften, die die trompetende Fama der Industrie und ihre tönende Posaune sind. Ihre Fäden reichen nicht bloß über den Rhein und über den Kanal, sondern selbst jenseits des Oceans ist ihr Wirken sichtbar. Wer am meisten mit ihnen nach allen Weltgegenden verkehrt, soll Elihu Burrit sein, der die Taube mit dem Oelblatt nach allen Richtun-

gen aussendet, um das Reich des ewigen Friedens herzustellen. Man glaube aber nicht, daß diese Annoncen-Gesellschaften etwa bloß auf die flüchtigen Blätter des Tages ihr Augenmerk gerichtet haben; ihre Wirksamkeit trägt häufig einen dauernden Charakter. Wo in Paris irgend ein Haus eine freistehende Seite hat, was jetzt bei dem Rasiren ganzer Straßen sehr häufig vorkommt, da pachtet die Gesellschaft vom Hausbesitzer dieses unbeschriebene, mit Kalk übertünchte Blatt. Was sonst die Feder thut, verrichtet dann, wie es oft geschieht, der Pinsel; die Steine beginnen zu reden, die todte Wand erhält Leben und auf der weißen Fläche strahlt die romantische Poesie der Annoncen, der Superlativ aller möglichen Wörter, illustrirt durch zum Himmel sich erhebende Hände und plastische Fingerzeige. Man kann der Annonce nicht aus dem Wege gehen, und es mag in keiner Stadt so schwer sein, mitten im Gewühl seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Die Trottoirs im Palais royal sind nichts als breit getretene Annoncen, so daß, wenn dein Auge sich senkt und vom Glanz der Läden sich abwenden will, die Phantasie keine Ruhe hat und die diners et déjeûners à 2 francs den müden Wanderer und die müde Seele verfolgen. Und erhebst du dein Auge gen Himmel, dann strahlt noch am Saume des

Horizonts, von der untergehenden Sonne beleuchtet, ein Pédicure, ein Hühneraugen-Operateur, der sich in der Nähe der Wolken niedergelassen hat, oder ein Photograph, der das Licht aus erster Hand empfangen will. Und läßt du die Menge ruhig vorüberziehen, willst du kalt und gleichgültig sein, auch das gelingt dir nicht und dir lächelt in den feurigen Augen und Blicken einer einsamen Schönen die Annonce eines verschwiegenen Rendezvous.

Es ist merkwürdig, auf welche Mittel hier der industrielle Ritter sinnt, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die Zeitung, das fliegende Blatt, die Häuserfront, das Pflaster, der Theatervorhang, alles das ist noch nicht genug; beim Gehen, beim Essen, überall die Annonce mit ihren großen heißhungrigen Buchstaben. Du glaubst allein beim Fahren sicher zu sein; weit gefehlt! auch hier verfolgt dich der Tiger der Konkurrenz und Marktschreierei. Früher gab der Droschkenkutscher dem Fahrgast eine Marke, auf der die Wagennummer bemerkt war und die lakonischen Worte: „en cas de réclamation“ standen. Diese Marke diente dem Fahrenden für alle Fälle der Beschwerde als Legitimation. Die Annoncen-Industrie mit ihrem Scharfblick erkannte sofort in dem Droschkenkutscher nicht bloß einen Helden des

Drama's, sondern den wirksamsten Hebel der Oeffentlichkeit. Der Droschkenkutscher, der alle Theile der Stadt alltäglich durchkreuzt, er wurde als Sendbote auserſehen, und fortan überreicht er nicht mehr dem Passagier eine einfache Nummer, sondern eine kleine Brochüre im Duodezformat. Die erste Seite dieses Büchelchens ist die Nummer und der Droschkentarif, die folgenden sind nur Anzeigen, die auf diese Art dem Publikum sich täglich in's Gedächtniß zurückrufen, und da sie die Nachschrift der Legitimation bilden, auch auf eine Aufbewahrung rechnen können.

Wie ein Gespenst verfolgt den Fremdling die Charlatanerie. Du sehnst dich nach den ehrlichen deutschen Lettern, die für solche tönenden Tiraden nicht geschaffen zu sein scheinen, du willst dich ganz in die Sprache versenken, die Karl V. mit seinen Pferden gesprochen. Du nimmst statt der Kölnischen die Neue Preußische zur Hand, um noch weiter vom Rhein entfernt zu sein. Aber siehe da, die Neue Preußische dient hier den Gelüsten der fremden Spekulation; der Zeitungshalter, der Rahmen, in dem man sie eingespannt hat, ist mit Pariser Annoncen beklebt, und wo im Leitartikel der Erbfeind des menschlichen Geschlechts vernichtet wird, da schwebt als hölzerne Arabeske darüber eine parfümirte Anzeige

der société hygienique, und der vinaigre de toilette, der baume nerval, und die bonbons refraichissans de Duvignau werden als das einzige bewährte Mittel erklärt, der leidenden Menschheit zu helfen, und die lits mécaniques als der sicherste Weg, um die aus den Fugen gekommene Welt wieder einzurenken und die natürliche organische Gliederung der Menschen wieder herzustellen. Das ist die Rache, die der Erbfeind nimmt!

III.

Der Tuilerien-Garten und seine Gäste.

Es ist heute ein heißer Tag. Der Pariser Himmel, der gewöhnlich die Stirn in Falten legt, ist diesmal wolkenlos; der Pariser Himmel, der in allen Monaten den Launen des Aprils sich hingiebt, der Regen und Sonnenschein zu vereinigen weiß, der unter Thränen lächelt, dieser mindestens — dreifarbige Himmel gleicht heute dem ruhigen Blau des Meeres, auf dem nicht die leiseste Welle sich kräuselt. Die Junisonne brennt auf den Straßen, die fortwährend gesprengt und erfrischt werden; in allen Häusern sind die Wasserleitungen thätig, die mit ihren kühlen Strahlen das heiße Trottoir benetzen. Selbst der eitelste Franzose stellt heute seine Person in den Schatten und hat weiter keine Wünsche als Eis, das vor Kälte, oder Café, der vor Hitze dampft. Wo wäre aber dieser Schatten erquickender, wo wäre mitten in dem Häuserkoloß die Luft reiner und frischer, als

unter den hohen Ulmen und Kastanien, die durch ihre schützenden verbrüderten Zweige aus dem Garten der Tuilerien eine Reihe der lebenden schönsten Arkaden gebildet haben! Hier unter diesen grünen Hallen hält die Pariser Welt ihre Siesta und erholt sich in den Stunden von 3 bis 6 Uhr von den Anstrengungen und der Unruhe des Tages. Wer nicht gratis auf eine Bank von Stein sich setzen will, wer noch zwei Sous in der Tasche hat, dem bieten sich kleine aus Binsen geflochtene Stühle dar, von denen jeder Sohn der Lutetia wenigstens zwei in Anspruch nimmt. Die Pariser sind, wenn es zum Sitzen kommt, noch entschieden constitutionell. Das Gleichgewicht der Gewalten ist ihnen die Hauptsache, die oberen Extremitäten müssen ebenso gestützt sein, wie die unteren, und die Theilung der Arbeit findet selbst in der Ruhe statt. Aber diese Ruhe ist keine unbewegliche, keine orientalische; im Tuilerien-Garten, wo ganze Familien mit Kindern, Kindeskindern, Gouvernanten und Ammen sich versammeln, hört man noch am meisten sprechen, und selbst für eine problematische Lösung der orientalischen Frage ist hier kein so gefährliches Terrain wie in den Café's, wo die Wände nicht bloß Spiegel, sondern auch Ohren haben. Der Tuilerien-Garten ist der Sitz der politischen Kannegießer, der kleinen Rentiers,

die nur von den Dreiprozentigen sich nähren, der Pensionirten, die als Opfer ihres Alters, und der Verabschiedeten, die als Opfer einer Regierung gefallen sind. Das Band der Ehrenlegion, nach dem alle Franzosen sich sehnen und das fast zur Toilette zu gehören scheint, sieht man nirgends so häufig, als in dem Garten, der mit den Statuen der ehrlichsten Republikaner, mit Philopömen's und Cincinnatus' Ebenbildern geschmückt ist. Sehr häufig sieht man Personen, die sich gegenseitig das Band zu verdanken haben; jeder wußte seine Zeit zu benutzen, der Eine schickte den Anderen zur rechten Zeit in's Gefängniß, und beide Regierungen waren ihren Anhängern dankbar. Die Sucht nach Orden grassirt hier so wie nirgends; es sind Personen verhaftet worden, die sich unbefugter Weise ein Zeichen ihres Verdienstes in's Knopfloch gesteckt hatten, und sich von irgend einem fabelhaften Fürsten für Geld dekoriren ließen. Es fand ein großer Prozeß deswegen statt; der vermeintliche Fürst wurde als Betrüger entlarvt, die Orden cassirt, und die Regierung erließ ein Gesetz über das Tragen von Orden, um diesem kindischen Unfug im Lande der liberté, égalité und fraternité zu steuern.

Diese bebänderten Herren, nachlässig auf zwei Stühlen hingegossen, studiren hier gewöhnlich die Zeitungen; denn

selbst unter diesen herrlichen Bäumen sind nicht bloß grüne, sondern auch papierne Blätter zu finden, die man für abermalige zwei Sous aus den kleinen Zeitungspavillons entleihen kann. Wie für manche Leute die Welt erst mit dem Baron anfängt, so fängt hier der kleinste geistige oder irdische Genuß mit zwei Sous an. Mit einem Sous, ungefähr fünf Pfennige, hat man noch keine Rechte, sondern nur Pflichten; erst mit zwei Sous hat man das Recht, irgend einen Dienst zu verlangen. Selbst jene durchsichtigen Oblaten, die hier verkauft werden und nach denen die ganze lärmende Kinderwelt ihre kleinen Hände ausstreckt, diese Plaisirs, wie sie hier genannt werden, kosten pro Stück zwei Sous, denn unter zwei Sous ist kein Plaisir.

Und diese essende und spielende Kinderwelt, die sich hier so fröhlich herumtummelt, dieses nachwachsende Geschlecht ist es, das dem ernsten Garten der Tuilerien, diesem historischen, mit Blut gedüngten Boden, einen so heiteren Reiz verleiht. Es erscheinen die Kinder an der Seite ihrer Mütter und Gouvernanten in den zierlichsten phantastischen Toiletten, laufen hier umher und spielen auf den breiten Wegen, wie Elfen, an deren buntem Treiben die Königin sich ergötzen will. Obgleich dies Herausputzen der Kinder gewiß nicht der beste pädago-

gische Grundsatz ist, so ist doch die französische Erziehung darin so vernünftig, daß sie wenigstens nicht die Kinder zu Sclaven des Anzugs macht. Diese Modepüppchen brauchen nicht wie steife Puppen da zu sitzen, sie müssen im Gegentheil die Gewandtheit ihres Körpers üben, und eines der gewöhnlichsten Spiele ist ein Seil, la corde genannt, über das die kleinen Knaben und Mädchen fortwährend herüberspringen. So wird die Elasticität des Körpers schon von früher Jugend an geübt und der graciöse Gang der Pariserinnen mag in diesem Spiel seinen Ursprung haben. Auch die Elasticität des Geistes, die den Pariserinnen eigen ist, durch die sie aus jeder Verlegenheit sich zu wickeln wissen, mag aus diesem Spiel entstanden sein: denn die kleine Pariserin treibt diese gymnastischen Künste vor einem großen Kreise von — großen Zuschauern, und man sieht ihr ihre innere Befriedigung an, wenn sie das beifällige Lächeln der Umstehenden erweckt hat und sich durch Geschicklichkeit vor ihren Genossen auszeichnet. Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle. Auf dem Schachbrett der Geschichte sind die Franzosen die Springer; sie wissen so schnell wie möglich vorwärts zu springen, aber leider auch rückwärts. Bei einem Volke, das eine sprungweise Entwickelung liebt, muß jede politische Berechnung fehl-

schlagen und die jetzigen Auguren Frankreichs, die aus dem Fluge der Adler die Zukunft weissagen wollen, haben ein Amt übernommen, zu dem eine überirdische Divinationsgabe das erste Erforderniß ist; wünschte doch sogar Napoleon I., der Stabilität wegen, sein eigener Enkel zu sein.

Doch dies französische Springen hat uns selbst über den Kreis unserer Betrachtungen springen lassen. Noch sind wir im Tuilerien-Garten. Aus der breiten Allee, die längs der rue de Rivoli sich hinzieht und als das eigentliche Eldorado der Kinderwelt gilt, treten wir in den dichteren Wald oder vielmehr in dies kleine Gehölz, wo die Bäume nicht dem französischen Kopfputz unterworfen sind, sondern wachsen können, wie's Gott gefällt. Für die zahlreiche Familie ist hier kein Platz mehr; das Auge der Mutterliebe oder der stellvertretenden Gouvernante findet hier lokale Hindernisse und die Kleinen, so geschickt sie im Laufen sind, würden leicht mit der Nase gegen eine hundertjährige störrische Linde stoßen. Deshalb ist hier das beste Plätzchen für diejenigen, die sich der Beobachtung entziehen wollen, für die Klugen, die im kühlen Schatten die Entwickelung eines papiernen Romans verfolgen, oder für die noch Klügeren, die einen wirklichen Roman anspinnen wollen. Denn Leben ist immer besser

als Papier. Die laute Konversation, die wir in der großen Allee hörten, ist hier verstummt: nur ein trauliches Geflüster, dessen Sinn der Vorübergehende nur ahnen, nicht hören kann, zittert in den Lüften. Die junge Dame, die sich hier niederließ, um diese zierliche Stickerei zu vollenden, sie ist von dem Gespräch ihres Freundes so in Anspruch genommen, daß sie bei jedem Faden inne hält und mit den lebhaftesten Blicken und Gestikulationen die Rede ihres Anbeters begleitet. Diese Gruppe, die zwei Seelen und ein Gedanke zu sein scheint, findet ihre tragische Folie in jener entfernter Sitzenden; man sieht, daß ihr Roman wenigstens für heute keinen freudigen Ausgang haben wird. Ein spöttisches Lächeln umschwebt die Lippen dieser graciösen Pariserin; sie schenkt den Betheuerungen ihres Kavaliers, der auf dem schmalen Terrain des Binsenstuhles sich unruhig hin und her bewegt, keinen Glauben, sie springt plötzlich auf und zerreißt die Fesseln mit eben der Kühnheit wie „Spartakus", dessen Statue vielleicht zur Warnung, dem Balkon der Tuilerien gegenüber, aufgestellt ist. Ob die schöne „Vestalin", die im Hintergrunde des Gartens am Bassin aufgestellt, unter den Besuchern des Tuilerien-Gartens aufrichtige Verehrerinnen findet, wagen wir nicht zu entscheiden. Wir bemerken

zwar einsame Damen hier, die mit der größten Emsigkeit nähen, aber dennoch nicht vollständig von der Welt sich abwenden, sondern vermittelst ihrer Augen in einer steten Korrespondenz mit dem ambulanten Publikum bleiben. Eine einsame Französin ist schon an und für sich eine Anomalie; wie der Vogel singt, so muß die Französin plaudern. Ihre Sprache ist ganz zur Conversation geschaffen und der Esprit, der stets neue Einfälle hat, er ist der Pariserin angeboren, er schöpft aus der bunten Fülle des Lebens stets neue Nahrung. Die Einsamkeit dauert daher nur kurze Zeit; dann findet sich zu dieser einsamen Schönen ein einsamer Kavalier, die leichten Binsenstühle werden näher gerückt und es entspinnt sich eine Conversation, die mit der Musik nicht bloß im Klange, sondern auch darin Aehnlichkeit hat, daß ihre Pausen nicht aus Mangel an Erfindung, sondern aus den Gesetzen der Kunst herstammen. Dies ist daß einzig „Vestalische", das den Pariserinnen eigen ist. Sie lassen niemals die Flamme des Gesprächs erlöschen und wissen ihr stets neue Nahrung zuzuführen. Stumm sein, heißt bei ihnen die Strafe der Vestalinnen, nämlich: lebendig begraben werden!

Und selbst derjenige, der nicht den Ton anschlagen will, der dem jungen Herzen der süßeste ist, er findet

im Tuilerien-Garten einen so reichen Stoff, daß es schwer wird, den Mund nicht zu voll zu nehmen. Die herrlichsten Blumenparterres, die das Schloß selbst umgeben und durch den düsteren Hintergrund des Parks noch mehr gehoben werden, enthalten eine Farbenpracht und sind so zierlich gepflanzt und gehalten, daß man nicht müde wird, sie zu betrachten. Das altersgraue Schloß, zu dessen Füßen die Rosen duften, es schaut ernst und düster auf den Schmuck der Natur herab. Der jähe Wechsel der Geschicke Frankreichs, mit dem es so innig verflochten ist, hat auf seinem verwitterten Antlitz die tiefsten Furchen hinterlassen. Noch vor drei Jahren sah der Schreiber dieser Zeilen in den Räumen dieses Palastes nichts als zerbrochene Spiegel, zerfetzte Tapeten, zerschlagene Lüstre's, die als Opfer des Februarsturmes gefallen waren, und heute ist das Innere wieder im größten Glanze hergestellt und ein goldgesticktes N., von Bienen umgeben, prangt auf dem Thronsessel. Und die schöne Terrasse, die an der einen Seite des Gartens längs der Seine sich sanft emporhebt, welch eine Fülle von mannigfaltigen Ansichten bietet sie dar. Sie mündet in den place de la concorde, in den Platz der Eintracht, der früher der Platz der Revolution hieß. Mitten auf dem Platz fiel am 21. Jan. 1793 das Haupt Ludwig's XVI.

und jetzt sind zwei der kolossalsten Fontainen in ewiger Thätigkeit, um die Blutschuld des Volkes abzuwaschen. Am 10. April 1814 ließen hier die Verbündeten zur Feier des Sieges über Napoleon ein Tedeum singen und heute nahm ein Bonaparte seinen Weg über diesen Platz, um in dem alten Königsschloß seinen Wohnsitz aufzuschlagen, nachdem vier Jahre früher Louis Philipp auf eben diesem Platz in eine Miethsdroschke sich flüchtete und sich vor dem Volke flüchtete, das ihn einst auf den Thron gehoben. Der place de la concorde, der in der Mitte mit einem egyptischen Monument geschmückt, der an der Seite von griechischen Prachtbauten umgeben ist und im Hintergrunde die Umrisse eines römischen Triumpfbogens zeigt; dieser Platz, zu dem alle Zeitalter ihre Schätze geliefert, er trägt dennoch trotz seiner Disharmonie durch seine Großartigkeit den Charakter der Ruhe und Einheit. Er war das Schooßkind Louis Philipp's, der stets neue Verschönerungen anbrachte. Auch Louis Napoleon will jetzt wieder dieser architektonischen Composition das Siegel seiner Macht aufdrücken. Es scheint, als ob diese Steine, die das Schicksal Frankreichs im Lapidarstyle predigen, niemals lange Ruhe genießen sollten. Sie haben Gewissensbisse.

IV.

Die elyseischen Felder. — Louis Napoleon und seine Gemahlin.

„Les hirondelles sont en correspondance avec les Parisiennes“ sagte eine Dame zu mir, die neben mir im Omnibus Platz genommen und die ich um Auskunft über die weitere Fortsetzung meines Weges bat. „Die Schwalben korrespondiren mit den Pariserinnen“, was bedeutet dieser mystische poetische Ausspruch? Plötz Lehrbuch der französischen Sprache ist gewiß sehr empfehlenswerth; es finden sich darin die gebräuchlichsten französischen Redensarten und Wendungen, nicht beliebig zusammengewürfelt, sondern in etymologischer Reihe, im Familienkreise; aber über die innige Verbindung, über die entente cordiale einer Schwalbe und einer Pariserin, darüber enthält selbst Plötz nichts. Nach der Fabel der Alten sucht die Königstochter Prokne, die mit dem Verluste der Ehrenrechte in eine gemeine Haus-

schwalbe verwandelt wurde, das Kind, dem sie grausam das Leben geraubt. Eine so tragische Kombination wollen wir nicht aufstellen. Die Schwalbe ist ein Wandervogel, ist das ihre Aehnlichkeit mit der Pariserin? Nein, wir brauchen nicht so tief zu schöpfen. Es giebt Omnibus, die den Namen „Hirondelles“ führen, und es giebt Omnibus, die „Parisiennes“ heißen. Die Schwalben und die Pariserinnen sind im Einverständniß, heißt prosaisch ausgedrückt weiter nichts, als daß beide Omnibus an einer bestimmten Straßenecke zusammentreffen und ihre Passagiere austauschen. Die Pariser verstehen es, den vulgärsten Dingen ein poetisches Gewand umzuhängen. Außerdem lieben sie die Klarheit und klassifiziren Alles bis auf die Menschenrechte. „Gazellen“, „Favoriten“, „vereinigte Damen“, die Bekanntschaft dieser zarten Wesen, die von einem Kutscher am Gängelband geführt werden, kann Jeder für 6 Sous machen. Die Taufe geht hier fast immer dem Kinde voraus. Eine Erfindung, die noch nicht sichtbar ist, sondern nur im Kopfe des Industriellen seine Heimath hat, besitzt schon, bevor sie das Licht erblickt, einen lockenden, hochtönenden Namen. So zeigte mir Jemand, der ein neues Spiel mit Federbällen, die hier bei den Damen sehr beliebt sind, zu erfinden den Willen

hatte, die Zeichnung davon und den Namen. Die Zeichnung war schwer zu entziffern, der Name war lockend und verführerisch. Die Federbälle hießen „les pommes d'Atalante.“ Der Industrielle sucht einen Kapitalisten, und verspricht dem Unternehmer, daß die Aepfel der Atalante fortan nicht nur in der Fabel, sondern auch in seinen eigenen Händen goldene werden.

Doch wir dürfen den Zug der Schwalben nicht außer Acht lassen. Der Kondukteur hält still mitten in den „Champs Elysées.“ Wir steigen aus und können nun dies neue Paradies mit Muße betrachten. Elyseische Felder! Welcher hochtönende Name! Die elyseischen Felder sind nichts als eine schöne Baumreihe, die vom place de la concorde bis nach dem Triumphbogen führt; man kann in zwanzig Minuten das Paradies von einem Ende zum anderen durchschreiten. Der eigentliche Sitz der elyseischen Freuden erstreckt sich aber nur auf ein sehr kleines Gebiet, das dicht an den Eintrachtsplatz grenzt, wo zu beiden Seiten der breiten Allee kleine Lustwäldchen sich anschließen. Die elyseischen Genüsse sind sehr prosaischer Natur, und was die bescheidenen Wiener als „Wurstelprater“ preisen, das nennen die phantasiereichen Franzosen „Elysium.“ Man findet hier Schaubuden, Würfelspiele, Glücksspiele, Polichinell-Theater

aller Art, wie auf unsern Schützenplätzen, nur das „Immer heran, meine Herren", verwandelt sich hier in das weit korrektere und mehr präzis ausgedrückte „Messieurs, faites votre jeu." Wie es in der Bibel heißt, kommen die Reichen auch nicht in dieses Himmelreich, das größtentheils die linke Seite des Wäldchens einnimmt. Die vornehme und elegante Welt bedeckt mit ihren Equipagen und ihren gemietheten Stühlen den Damm und die rechte Seite und läßt den Glanz der Pariser Welt im langsamen Schritte an sich vorüberziehen. Und dieser Glanz und Luxus ist es, der auch hier von dem Neid und der Konkurrenz angestachelt, den elyseischen Feldern, wenn auch nicht die Ruhe des seligen Lebens, wohl aber die Beweglichkeit des Diesseits und den Reiz des ewig Neuen verleiht. Die glänzendsten Equipagen machen hier eine ebenso sorgfältige Toilette wie die Besitzerin, die nachlässig hingestreckt, die Beine auf den Rücksitz gelehnt, den Zoll der Aufmerksamkeit wie einen nothwendigen Tribut einnimmt, die zierlichen Pferde setzen ihre Füße so kunstgerecht, als wollten sie ein Menuet aus der Zeit der Regentschaft tanzen; dazu das Summen und Wogen der Fußgänger, die die breiten Asphaltplatten des Fußsteigs einnehmen, die lebhafte Conversation in den sitzenden Gruppen, die strahlende Beleuchtung der Concertgärten

im Hintergrunde, an denen manche lichtscheue Bühne sich ein Beispiel nehmen könnte, diese Fülle eines stets wechselnden Schauspiels, das dem alten römischen Corso gleicht, das versöhnt uns einigermaßen mit dem Namen „Elyseische Felder“ und wir sehen es ein, daß das moderne Elysium, in dem Menschen von Fleisch und Blut interessante Bekanntschaften machen, einen weit höheren Werth hat, als das des Alterthums, in dem selige altkluge Schatten ihre kindlichen Jugendstreiche fortsetzten. Louis Napoleon will den elyseischen Feldern noch neue Gäste aus allen Welttheilen zuführen. Er hat einen Theil des Platzes, der den Volksbelustigungen bestimmt ist, durch einen Bretterzaun abzweigen lassen und hier soll im Jahre 1855 die Industrie aller Nationen, wie einst in London, ihre Wettkämpfe ausführen. Bis jetzt sieht man nur den Bretterzaun und die Baumaterialien, nichts desto weniger erscheint mit riesigen Buchstaben auf einem Bogen über der Thür, die zum Bauplatz führt, das stolze Wort: „Palais de l'Industrie.“ So sehen wir, daß nicht blos die Franzosen, sondern auch ihre Regierung weit eher mit dem Namen als mit der Sache bei der Hand ist. Deshalb zerfiel auch die Republik wie ein Kartenhaus, weil bloß die Worte „République française“ und ihre Devise „liberté,

égalité, fraternité“ auf den öffentlichen Gebäuden standen, während man im Innern der Staatsmaschine die Republikaner — wie Diogenes Menschen — mit der Laterne suchen mußte.

Louis Napoleon besucht fast täglich die Champs Elysées und das Bois de Boulogne. Wir hatten Gelegenheit, ihn vor einigen Jahren als Präsident der Republik und jetzt als Kaiser von Frankreich zu sehen. Damals fuhr er wie die englischen Parlamentsmitglieder, in einem einfachen Kabriolet. Neben ihm hatte gewöhnlich einer seiner Minister oder Adjutanten Platz genommen. Er hielt sein Pferd so sicher am Zügel wie Frankreich und verbarg sich nicht wie Louis Philipp in einem mit Eisen beschlagenen Wagen. Jetzt hat der Kaiser zwei Rosselenker, die Equipage ist in einen vierspännigen offenen Wagen verwandelt, seine beiden Vorreiter und Lakaien tragen grün mit Gold bordirte Livree, ganz wie die Hofdienerschaft seines Onkels. Aber der Kaiser hat nicht mehr seine Adjutanten oder Minister bei sich. An seiner Seite sitzt die schöne Herzogin von Theba, Eugenie Kaiserin von Frankreich. So ähnlich wie die Portraits des Kaisers sind, so unähnlich sind die der Kaiserin. Es scheint, als ob es dem Maler schwer würde, jene Züge wiederzugeben, in denen die Schönheiten zweier

Nationen, der englischen und der spanischen, sich vereinigen. So hat das Auge jene dunkelblaue Farbe, die dem englischen Adel national ist, dagegen ist die Form durchaus südlich geschlitzt und die schwarzen Wimpern, die es umschleiern, deuten auf die spanische Heimath hin. Ihr Haar, das sie ganz modern aus der Stirn gestrichen trägt, erinnert uns wieder an die englische Abkunft. Die wellenförmigen Flechten sind von jener goldblonden Farbe, mit der Raphael seine Heiligen schmückte. Sie verneigt sich unbefangen vor dem grüßenden Publikum und ein graziöses Lächeln umspielt ihre Lippen. Louis Napoleon's Züge sind zwar markirt, aber nicht geistvoll. Der untere Theil des Gesichts, Mund und Kinn, sind durch den starken, wohl gepflegten Bart fast ganz verdeckt. Die Augen sind klein und der coup d'oeil d'aigle, der berühmte Blick seines Onkels, ist ihm nicht zu Theil geworden. Man sagt, er ziehe absichtlich die Augen zusammen, um seine Gedanken nicht zu verrathen. Selbst seine nächste Umgebung soll seine Pläne nicht ahnen, da er häufig im Widerspruch mit allen seinen Ministern seinen Willen realisirt. So viel ist gewiß, seine Verschlossenheit hat ihm große Dienste geleistet. Er ist ein größerer Rechenmeister als die französischen und europäischen Staatsmänner und Parlaments-

redner. Erst am Morgen des 2. Dezember 1851 erwachte Europa aus dem Schlafe, in den ein Bonaparte seine weisen Führer eingewiegt. „Die Thatsachen sind brutal" sagt Talleyrand. „Sie schlagen allen Kombinationen der Vernunft in's Gesicht."

Wer überhaupt politische Beobachtungen machen will, der findet in den Champs Elysées eine reichliche Nahrung. Die hohe Diplomatie, die noch immer die Geschichte Europa's zu machen glaubt, fährt hier entweder, wie der Kaiser, vor dem Diner, oder spät Abends spazieren. Sitzen alle Diplomaten so recht seelenvergnügt in ihren Equipagen, die sich nur in sehr gemäßigtem Fortschritt bewegen, dann telegraphiren ihre dienstfertigen Geister, daß das Rad der Zeit sich auch nicht schneller bewege; fehlen sie aber gänzlich bis auf den Hessen-Darmstädter, so ist der politische Horizont düster und das Barometer deutet auf Sturm. Unterdeß bewegt sich aber das harmlose Volk, daß nicht den Vorhang der Geschichte zu lüften weiß, so fröhlich wie immer. Die drei Concertgärten, die Paris überhaupt besitzt, wenn „Café chantant" diesen Namen verdient, sind jeden Abend gefüllt. Es sind dies aber nicht unsere Thiergarten-Concerte, „unter persönlicher Leitung" dieses oder jenes Herrn; die Musik als solche, ist diesem Publikum,

das aus dem kleineren Bürgerstande sich rekrutirt, zu abstrakt. Sie bedarf des Wortes und der sichtbaren Aktion. Deshalb sind in diesen Gärten kleine Bühnen aufgeschlagen, die mit Blumen dekorirt und durch ein ganzes Meer von Flammen erleuchtet sind. Die Darsteller gehören zum größten Theil dem schönen Geschlecht an und erscheinen in den feinsten Ball-Toiletten. Gesänge aus Opern oder Volkslieder und Couplets werden hier vorgetragen, die stets ihres heiteren Refrains wegen großen Beifall erregen. Dann und wann steigt eine der Balldamen vom Kothurn herunter, wandert durch den Garten und präsentirt, da kein Eintrittsgeld gezahlt wird, den anwesenden Gästen ein kleines Körbchen, in das gewöhnlich dann die schwerste Münze, das plumpe französische Kupfergeld aus der Zeit der Republik, des Königthums oder des Kaiserreichs als Gabe der Liebe fällt. Die Pariser haben in dieser Beziehung noch unsre patriarchalischen, jetzt antiquirten Zustände, wo ein Notenblatt das Symbol einer schmachtenden Börse und eines armen Virtuosen war.

Wir stehen jetzt an der Grenze der volksthümlichen elyseischen Freuden. Dort wo das Gehölz zu beiden Seiten verschwindet, an dem Rondele, das mit einem Springbrunnen geziert ist, hat das kleine Wäldchen sein

Ende erreicht und neben der Baumreihe finden wir jetzt zu beiden Seiten die stattlichsten Häuser. Eins dieser Häuser ist nach Art des englischen Krystallpalastes ganz aus Holz und Eisen erbaut. Es ist dies der berühmte Jardin d'hiver, in dem im Winter Concerte und Bälle stattfinden, und der in der warmen Jahreszeit nur bei besonderer Gelegenheit seine feenhaft erleuchteten Hallen öffnet. Eine solche außerordentliche Gelegenheit war der Ball, der zum Besten verarmter Künstler stattfand, und der von einem für diesen Zweck wirkenden Unterstützungsverein veranstaltet wurde. Alle Künstlerinnen im weitesten Sinne des Wortes sind Patronissen des Vereins und ihre Namen glänzten auf den Anschlagzetteln, von der Rachel an bis herab auf unsre berliner Landsmännin Mlle. Libert, damals Mitglied des Déjean'schen Cirkus. Das Entrée war auf 10 Frcs. festgesetzt. Unter dem Schatten erleuchteter Palmen wurde hier getanzt, riesige Orchideen schienen ihre Blätter im Takte zu bewegen, die Fontainen rauschten in der Felsengrotte und die Schlingpflanzen, die bis zur Glasdecke sich erhoben, umarmten sich so glühend wie die feurigen Paare. Aus dem anstoßenden Garten drang der betäubende Duft der Orangen in den Saal, der Mond warf sein sanftes Licht durch die Glaswände; Natur und Kunst waren hier in der buntesten phan-

tastischen Weise mit einander vermählt. In dem Arrangement solcher Feste sind die Franzosen Meister. Zum Besten der Armen zu tanzen, dieses Raffinement, in dem Gott und Welt zugleich befriedigt wird, gelingt ihnen meisterhaft, da sie schon seit Jahren sich darin üben und für die heimathlosen unglücklichen Polen die glänzendsten Feste veranstalten. Eugene Sue empfahl in seinem „ewigen Juden" diese Art der Wohlthätigkeit, die zugleich eine angenehme und nicht plebejische Unterhaltung ist. Welch ein süßer Kitzel ist es, die Schweißtropfen des Vergnügens zugleich mit den Thränen der Armen zu trocknen! Die geräuschvolle Wohlthat ist eine moderne Erfindung!

V.

Ball-Mabille in Berlin und in Paris.

Göthe sagt: „Die Berliner sind eine verwegene Nation.“ Dem weimarschen Minister kamen die Berliner schon damals verwegen vor, aber heute sind sie es wirklich. Das fiel uns ein, als wir in Paris in einem berliner Blatte den Ball Mabille angekündigt sahen, der von den Ufern der Seine nach den Ufern des Schafgrabens verlegt, im Hofjäger sein französisches Ebenbild erreichen sollte. So wie der Schafgraben zur Seine, wie die Krähe zum Adler, wie der Kreuzberg zum Rigi, wie der Fidibus zum Thalerschein, so verhält sich der Hofjäger zu Mabille. Der Hofjäger, eingekeilt zwischen Sümpfe und Milchwirthschaften, der Hofjäger, dessen Gäste von altersher den Lüsten des Strickstrumpfs und des Café's fröhnen, der Hofjäger, dessen Jagd sich nur auf Weißbiercylinder und Duodezgläser erstreckt, mögen seine Verdienste um die öffentlichen Ver-

gnügungen noch so groß sein, mögen seine Feuerwerke und seine Concerte ihm europäische Lorbeern flechten, es ist ihm durch den Boden, auf dem er erwachsen, unmöglich, den Ball Mabille darzustellen; er kann kaum eine Karrikatur liefern. In Mabille kennt man keine kühlen Blonden, sondern nur feurige Brünetten, in Mabille kennt man nicht die Thränen der Oel- und Talglampen, sondern nur die Prophetensonne des Gases, in Mabille kennt man nur die Poesie der Rosen und Lilien, nicht aber die Sumpfpflanzen und die Grütze des Schafgrabens. Mabille ist Champagnerschaum, aber kein Weißbierschaum, Mabille ist nicht lähmend, sondern beflügelnd, Mabille's Leben dauert nur zwei Stunden, aber in diesen zwei Stunden geht ein Stück Paris an uns vorüber mit all' seinem Geiste, seinen Tollheiten und seinen polizeilich-konzessionirten Frivolitäten.

Wo ist nun das Theater und wo sind die Darsteller? Mabille liegt in den Champs Elysées, und zwar in der Wittwen-Allee. Wir wissen nicht, woher dieser Name stammt, ob viele Frauen in Mabille ihre Männer suchen, oder ob verwittwete Frauen dort ihren Kummer vergessen und ihren Verlust ersetzen wollen. Man läßt uns keine Zeit zum Nachdenken. Ein mit bunten, strahlenden Lampen beleuchtetes Thor nimmt uns auf, wir

zahlen à Person 3 Frcs. Entrée, aber der Kontrolleur zahlt uns 6 Fr. zurück, denn in unserer Gesellschaft befinden sich zwei Damen, und Damen sind zollfrei. Nur die Männer müssen einen Schutzzoll bezahlen und außerdem noch im „Bureau des cannes“ ihre Stöcke abliefern und für die gefällige Abnahme die vorschriftsmäßigen 2 Sous entrichten. In allen öffentlichen Ausstellungen und allen Museen, Tanzlokalen sind den Gästen nur die Waffen des Geistes erlaubt; alle übrigen Vertheidigungs- und Angriffswaffen müssen sie beim Eintritt auf den Altar des Portiers niederlegen. Wir sind nun salonfähig und suchen nur nach Worten, um das feenhafte Reich, in dem wir uns gleich beim ersten Schritte befinden, zu schildern. Jene Baumreihe, wie schön ist Natur und Kunst in ihr gepaart! Blumenvasen, aus denen die duftendsten Kinder der Flora blicken, vergoldete Kandelaber, deren Flammen auf die bunten Farben der Blumen ihr mildes Licht werfen und dazu noch strahlende Lüstre's, die wie Guirlanden von Baum zu Baum sich winden, im Hintergrunde endlich ein riesiger Spiegel, der dieses Meer von Blumen, Flammen und Kandelabern in die reichen Kronen der Bäume wieder zurückwirft, so daß der feenhafte Glanz kein Ende zu finden scheint, das ist der Willkommen, mit dem wir begrüßt werden.

Wir wenden uns links; den schönen Gestalten, deren Gewänder an uns vorüberrauschen, wollen wir noch keine Aufmerksamkeit schenken; wir wollen erst mit deutscher Gründlichkeit den Schauplatz kennen lernen. Dieser sammtne Teppich, dieses schöne Rasenbeet, es ist so frisch, als wäre es eben erst von krystallenen Thautropfen benetzt worden. Macht das der Springbrunnen, zu dem mächtige Schlingpflanzen sehnsüchtig emporblicken? Aber sein Wasser fällt immer wieder in das Bassin zurück. Nein, der krystallene Thau ist hier wirklich vorhanden; kleine Gasflammen sprießen zwischen den Blumen aus dem Rasen hervor und erscheinen, da die großen Gassonnen der Umgebung überall ihr Licht hier verbreiten, wie Wasserperlen, die von der Sonne beleuchtet werden. Hier an diesem kleinen Beet hat die Phantasie das Höchste geleistet. Sie hatte nichts als einige Grashalme, Blumen und Feuer und dichtete daraus das schönste, lyrische Lied. Das Feuer, das sonst die Blumen verzehrt, es wollte sich in den elyseischen Feldern mit den Blumen vermählen. Es stimmte sein glühendes Licht bis zum milden, befeuchtenden Sonnenlicht herab. Und die Blumen, die sich so gern feurigen Wünschen fügen, die noch duften, selbst wenn man ihren Lebensfaden tödtet, Mabille's Blumen, sie sehen jetzt im prometheischen

Funken nur den Sonnenfunken der Liebe, zu dem sie alltäglich und in allen Regionen ihre zierlichen Köpfchen hinneigen.

Wir bekommen Respekt vor dem poetischen Gartenkünstler, der die sinnige Schöpfung seiner echt französischen Phantasie auf die Erde verpflanzte, und überall begegnet uns dasselbe reiche Talent, das aus dem kleinen Raume unter freiem Himmel ein Boudoir geschaffen hat, in dem selbst die verwöhnteste Pariserin zur Freude gestimmt wird. Die Natur ist hier französisch geworden, sie hat Toilette gemacht, aber diese Toilette ist nicht jene gesuchte und gespreizte, wie sie die Zopfzeit mit ihren vergoldeten Engeln und künstlichen Felsengrotten zu lieben pflegte; sie ist dabei ihrem Charakter treu geblieben und der wohlgepflegte Rasen, zu den bequemsten Sitzen und Ruhesesseln eingerichtet, muß selbst den entschiedensten Gegner jeder Künstelei versöhnen.

Aber wir können hier nicht länger verweilen, verführerische Tanzmelodien beflügeln unsere Schritte, wir wenden uns um: das ist das berühmte Orchester von Pilodo, das in einem Pavillon, der mit chinesischen Thürmen verziert ist, seine wollüstigen Töne dem Herzen und den Füßen des Publikums mittheilt. Hic Rhodus, hic salta! Hier ist der Mittelpunkt des Lebens und Treibens, hier ist der Sitz der Mabille'schen Seele. Das

zum Tanzen bestimmte Rondell ist wie der ganze Garten nur klein, und hat vielleicht kaum 20 Fuß im Umfang; seine Grenzen sind durch künstlich hergestellte erleuchtete Palmenbäume bezeichnet, die wiederum durch Guirlanden von Gasflammen mit einander verbunden sind. Jenseits seiner Grenzen wiederholen sich wieder die Rasenbeete, die flammenden Blumen, die Springbrunnen, wie wir sie diesseits gesehen, so daß der Garten trotz seiner originellen Phantastik das Bild der schönsten Harmonie darbietet.

Wir sind nun vollkommen orientirt, wenn uns nicht Pilodo's Orchester den Kopf verwirrt hat: denn alles, was die Gartenmusik bisher Excentrisches lieferte, vereinigt Pilodo. Seine Trabanten müssen mit ihren Instrumenten girren wie die Tauben, zwitschern wie die Sperlinge, und schmettern wie die Lerchen. Seine Musik wendet sich weniger an die Flügel der Seele, als an die der Beine. Aber man glaube nicht, daß die Paare hier rasen, bis sie den Athem verloren; schon die Enge des Raumes verbietet jede stürmische Bewegung. Ueberdies lassen die Französinnen, trotz ihres feurigen Temperaments, sich nicht so leicht von der Leidenschaft hinreißen, sie haben sich stets in der Gewalt und sind bei weitem berechneter als das deutsche Mädchen. Und Be-

rechnung ist in Mabille die erste Pflicht. Denn wie es im alten Rom Censoren gab, die die Sitten beaufsichtigten, so überwachen hier die Wächter des Gesetzes in der Person einiger Gensd'armen den Anstand des Tanzes. Namentlich unterliegt der so beliebte Kontretanz, der die freiesten taktlosesten Bewegungen zuläßt, ihrer strengsten Kontrolle. Denn der Kontretanz kann sehr leicht um eine Nasenlänge weiter in den Kankan umschlagen und der Kankan ist polizeilich verboten. Aber die Pariser Polizei hat doch noch für unsere deutsche Anschauung ein sehr weites Gewissen. Denn alle jene sonderbaren Bewegungen, wie wir sie sonst nur von Gliederpuppen sehen, jenes Werfen der Beine, jenes Zucken der Glieder; ein deutscher Censor würde hierin mit Recht ein öffentliches Aergerniß, eine Verletzung des Anstandes erkennen. Es ist die Travestirung des Tanzes, es ist der polizeilich erlaubte Cynismus. Wir glauben, daß die Franzosen schon längst zu dieser Einsicht gekommen wären, wir trauen ihnen so viel Geschmack und Takt zu, aber was jetzt diesen Scenen, in denen selbst „die Aesthetik des Häßlichen" keinen Platz findet, noch Reiz verleiht, das ist nur — nicht das Vergnügen, nicht der Uebermuth, nicht die Bestialität, nein — die Gensd'armerie. Der Reiz des Verbotenen verleiht

dieser Verhöhnung der Sitte eine eigenthümliche Glorie. Es ist die Kunst des Tänzers, seine Beine so zu werfen, daß er sich nie dabei mit der Polizei überwerfen kann; als hinausgeworfener Märtyrer würde er verlacht werden, als Kenner der äußersten Grenze des Gesetzes wird er bewundert. Was sonst abstoßend und widerlich ist, das edelste in gemeiner Art zu karikiren, wird nun zur Posse, und erwirbt sich den Beifall der Umstehenden. Adolph Stahr hat in seinem so interessanten Werke über „Paris" dieses Verhältniß in dem „die betreßte säbeltragende Sittlichkeit von Mabille," die officielle Moral zur wahren Sittlichkeit steht, am treffendsten geschildert und kommt nun zu dem richtigen Resultat, daß in dem Kampf gegen die besoldeten Wächter der Tugend noch „der letzte Rest sittlicher Freiheit" erscheine.

Die Betheiligung am Tanze ist überdies nicht sehr bedeutend. Nur die Grisette mit ihrem Handlungsdiener oder Studenten läßt sich von der Musik hinreißen. In Mabille, wo außer den zahlreichen Fremden die Aristokratie der Prostituirten in den glänzendsten Toiletten erscheint, verschmäht es die „dame aux camélias", die das vornehme Ceremoniell nachzuahmen sucht, in einem öffentlichen Lokale zu tanzen. Sie spaziert auf und ab, hüllt sich ein in ihren golddurchwirkten Shawl, wie Horaz

in seine Tugend, und spendet nur ihrem amant de coeur einige Blicke der Liebe. Sie rechnet sich zur höheren Gesellschaft und vermeidet vor den Augen des Publikums Alles, was die Schicklichkeit im mindesten verletzen kann. Als femme entretenue wird ihr Name stets im Gefolge eines Anderen genannt, nämlich desjenigen, dem sie ihre Equipage, ihren Schmuck, ihre Toilette zu verdanken hat, während derjenige, der eigentlich ihr Herz gewonnen und den sie gewöhnlich aus ihren früheren bescheidenen Verhältnissen in ihre neue Stellung mit hinübergenommen, sich heimlich in den Strahlen ihres Glanzes sonnt und das vestalische Feuer dieser tugendhaften Seele nährt. Dieser Zwiespalt zwischen Herz und Magen, diese Verkehrung der Begriffe, wo das Preisgeben des Körpers noch kein Preisgeben der Seele ist, wo aus dem Erlös des Lasters ein Tempel der Tugend gebaut wird, diese Korruption ist hier so allgemein, daß dadurch die „dame aux camélias“, die als Heldin des Drama's so berühmt wurde, den Franzosen wie mit einer Glorie umgeben erscheint. Was die Rechte B ö s e s thut, braucht die Linke nicht zu wissen; heute tugendhaft, morgen lasterhaft; heute ein Freund der Regierung, morgen ihr Gegner, je nachdem es die Umstände oder Kourse verlangen; dieser Dualismus, wonach der Gewinn auf die schmutzigste Weise

erworben sein kann und dennoch der Mensch dabei seine Hände in Unschuld wäscht, das ist die moderne französische Religion, wonach der nur den wahren Glauben hat und auch wirklich findet, der auf seine volle Tasche als Resultat seines Wirkens klopfen kann; das ist das Credo, in dem die Welt von Mabille bis aufwärts in die höheren Regionen ihre irdische Seeligkeit gewinnt; das ist der Kreislauf, der mit der dame aux camélias beginnt und seinen Schlußpunkt bis jetzt noch nicht gefunden hat. Soll die Bühne ein Spiegelbild des Lebens sein, so ist es gewiß die französische. Lady Tartüffe erregt durch ihre gemeinen Intriguen und ihre personifizirte Bosheit vier Akte hindurch unseren Widerwillen und Abscheu, im letzten Akt jedoch, wo sie offen ihre Fehler eingesteht, werden wir irre; sie erscheint fast im Halbdunkel der Tugend, zugleich als ein Opfer ihrer Leidenschaft und als ein Opfer der socialen Verhältnisse. Die Verfasserin hat nicht den Muth, das Schlechte als schlecht bis zu Ende darzustellen, denn das wäre nicht pikant. Eine seiner dramatisirten Maitressen, die die jungfräuliche Blüthe der Schaam in der rohesten Weise erstickt hat, aber dennoch bei einer neuen Bekanntschaft wieder tugendhaft wird, legt Viktor Hugo die Worte in den Mund: „Die Liebe machte mich wieder zur Jungfrau".

Einen solchen Satz würde man im Hofjäger nicht verstehen, selbst wenn man ihn im verführerischen Mondschein auf einer Barke des Schafgrabens predigt. Gegen diesen Champagnerschaum, der sich selbst belügenden Sinnlichkeit, ist der Weißbierschaum zu hausbacken. Unser Dichter singt: „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier, reißt der schöne Wahn entzwei". Viktor Hugo näht den schönen Wahn wieder zusammen, nachdem es seiner Heldin Handwerk war, ihn zu zerstören. Alles wollen sich die Franzosen leicht machen, selbst die geistige Wiedergeburt. Sie wollen einen neuen Menschen anziehen wie einen neuen Frack; die äußere Erscheinung ist ihnen in beiden Fällen die Hauptsache, und haben sie der neuen Tugend eine neue Robe geschenkt, so vergessen ihre Dichter plötzlich wie Eugene Sue die tugendhafte Seele und rühmen zuerst an der Schönen, „daß sie zu den auserlesenen Wesen gehört, die ihr Strumpfband als Gürtel benutzen könne". Man halte uns nicht für Prediger einer ledernen Moral. Wir wollten nur gegen diese Lüge ankämpfen, die dem gefallenen Engel in Sammt und Seide den Heiligenschein verleiht, die dabei mit dem Katholiscismus liebäugelt, aber vom härenen Bußgewande, weil es die Taille verdirbt, nichts wissen will. Diese Dreieinigkeit der Lüge ist jetzt an der Ta-

gesordnung; wir finden sie im Roman und auf der Bühne, und deshalb verdient sie so verschleiert, wie sie ist, ohne Scheu entlarvt zu werden. Wem das Laster erträglicher erscheint, als der Betrug der Heuchelei, wird mit uns übereinstimmen. Aber eben deshalb weil wir die Lüge bekämpfen, können wir es nicht dulden, daß man dem ehrbaren Hofjäger das Prädikat „Mabille“ verleiht. Noch haben die Berliner keine femmes entretenues, die durch ihren Luxus und ihren äußeren Glanz die ehrbaren Frauen in den Schatten stellen, noch brüstet sich mit dieser Kränkung seiner Gattin kein Ehemann und es gehört noch nicht zum guten Ton, eine Equipage für die Frau und eine noch schönere für die Maitresse zu haben. Bei uns verschmähen es ehrbare Frauen sich den Namen der Prostituirten in's Ohr zu flüstern und sie als Tonangeberinnen der Mode zu betrachten. Drücken wir deshalb den Hofjäger an unser klopfendes Herz! Wir besitzen noch so viel Tugend, um im Verkehr mit dem Laster den Anstand zu verletzen. Unsere Sittenpolizei hat ein leichteres Spiel. Uns fehlt die Grazie der Frivolität. Gott sei Dank! Mabille ist nicht nach dem Schafgraben verlegt worden und wer sich vornehm und mit Anstand austoben will, wird immer nach den Ufern der Seine pilgern müssen.

VI.

Die architektonische Revolution.

Man liest jetzt häufig in den französischen Zeitungen die Geschichte einer Pariser Straße oder die Biographie eines denkwürdigen Hauses, mit der seiner Einwohner verknüpft. Wir erfahren dann, daß eine berühmte wissenschaftliche oder künstlerische Notabilität in dem ausführlich beschriebenen Hause seinen Wohnsitz aufgeschlagen, daß jenes Zimmer, jenes Fenster in einer der vielen Revolutionen eine wichtige politische Rolle gespielt hat, daß an einem anderen Ort eine Denktafel zum Andenken an einen Triumph der Nation oder an eine Calamität der Natur aufgerichtet sei. Der Freund der versteinerten Geschichte begiebt sich dorthin; er hat das Haus und die Nummer im Kopf, seine Phantasie zeigt ihm den geschichtlichen Boden, seine topographischen Kenntnisse führen ihn an die wichtige Stelle. Er klettert über einige Trümmerhaufen, die, je weiter er vordringt, sich ausdehnen; er

sieht die aufgehäuften Conglomerate des Pariser Pflasters, die stets eine wichtige Rolle gespielt, seine Neugierde wächst, er fragt — einen Pflastertreter. Und dieser, den keine Geschäfte behindern, giebt ihm die ausführlichste Auskunft. Nicht nur das Haus, nicht nur die Straße, sondern das ganze Stadtviertel ist verschwunden, auf dem breiten Damm standen noch vor einigen Wochen zwei enge Gassen und der Omnibus, der eben vorüberfährt, er rasselt in diesem Augenblick auf der Stelle, wo einst der größte Lustspieldichter Frankreichs, wo Molière seine ersten Werke geschaffen. Alles ist verweht unter dem Hammer und der Kelle des Maurers, Alles zu Staub geworden. Die Nachbarstraßen der Rue St. Honoré nach der Seite des Louvre zu sind vollkommen verschwunden. Wie einst das Volk „a bas les tyrans" geschrien hatte, so ruft Louis Napoleon „a bas les maisons." Ein neues Paris soll mit der Aera der Cäsaren aus der Erde emporsteigen: das revolutionaire Paris, das in seinen Gassen die Taktik der Barrikaden vorbereitet fand und in dem Terrain die günstigsten Punkte der Vertheidigung, es soll dem kaiserlichen Platz machen. Und das kaiserliche wird ganz nach strategischen Rücksichten angelegt. „Wie man Häuser baut" wird, frei nach Charlotte Birch-Pfeiffer, täglich

in Scene gesetzt. Die Straßen sollen hell, freundlich, breit werden für die Bedürfnisse des Volkes ebenso, wie für die Bedürfnisse der Armee. Bleiben die Bedürfnisse beider nicht im Einklang, wird die Luft schwül trotz der breiten Straßen, so kann wenigstens die so gut genährte Armee ihre Kräfte entfalten und, wenn sie gut gesinnt ist, um den Sieg kämpfen. Louis Philipp hat Paris von außen befestigt, Louis Napoleon will es auch von innen befestigen. Der König der Bourgeoisie wagte es nicht, in die gewerblichen Interessen so entschieden einzugreifen; er trug, wie Chateaubriand sagt, ein mit einem Pflastersteine umwundenes Diadem und hatte dem Straßenkampf seine Krone zu verdanken. Er wurde durch die Barrikaden der Beherrscher der Franzosen, während Napoleon trotz der Barrikaden. Deshalb sucht Napoleon seinen Feind mit der Wurzel auszurotten, er geht der Sache bis auf den Grund und dislocirt die Pariser wie ein General seine Soldaten beliebig vertheilt.

Die National-Versammlung, die durch die Intriguen, Ränke und die Furcht der alten Parteien den Haß und die Verachtung des Volks auf sich geladen, hat auch, wie bei der politischen, so bei der architektonischen Revolution, dem baulichen Umsturz, dem Kaiser den Weg gebahnt. Noch vier Monate vor ihrem Tode hatte

die Versammlung durch das Gesetz vom 4. August 51 die Stadt Paris zur Aufnahme eines 5procentigen Anlehens von 50 Millionen Frcs ermächtigt. Mit dieser Summe sollte die Rivolistraße von den Tuilerien bis zum Hôtel de ville in einer Flucht geführt und verbreitert werden, außerdem aber die Centralmarkthallen auf einem großen im Mittelpunkt der Stadt belegenen Platze errichtet werden. Dieser Platz mußte erst durch Expropriation gewonnen werden, und zu diesem Behuf mußten 327 Häuser weichen und ihre Besitzer mit 16 Millionen Franken entschädigt werden. Da es in Paris und den gewerblichen Theilen der Stadt Sitte ist, die Wohnungen auf zehn bis zwanzig Jahre zu vermiethen, so muß der Wirth seine Entschädigungsforderungen so einrichten, daß er auch den Ansprüchen der exmittirten Miether genügen kann. Ueber die Höhe der Forderung hat die Municipalität als erste und letzte Instanz zu entscheiden, die sodann sogleich mit dem Wiederverkauf der Grundstücke und des alten Baumaterials beginnt. Nachdem nun Luft geschafft worden, sind natürlich die neuen Baustellen sehr theuer und so geschah es, daß die Stadt Paris, nach der Ausgabe von 16 Millionen Expropriationsgelder für die Centralhallen, sogleich wieder 14 Millionen Franken von den neuen

Häuserspekulanten eingenommen hat. Die Centralhallen selbst, die Aufführung der großartigen „pavillons", wie man diese Tempel der Consumtion nennt, ist auf 12 Millionen Franken veranschlagt.

Der gegenwärtige Seine-Präfect Hausmann, dessen Name so deutsch und baulustig klingt, erzählt uns in seiner Denkschrift vom 26. August 1853, die durch den „Moniteur" publicirt worden, daß die strategisch so wichtige Rivolistraße, um von den Tuilerien aus das Stadthaus beherrschen zu können, nicht weniger als die Abtragung von 236 Häusern nöthig gemacht hat. Es erforderte dies eine Ausgabe von 21 Millionen Franken und war der Wiederlös für die sehr beschränkten Bauplätze nur 4 Millionen. Mit diesen wahrhaft orientalischen Bauten, die ganze Stadtviertel in Trümmer legten, war aber der Kaiser noch nicht zufrieden. Die Bauhandwerker sollten so viel wie möglich beschäftigt und jeder sichere Punkt für revolutionaire Massen von Grund aus vernichtet werden. Das Dekret vom 26. März 1852 über die ungesunden Wohnungen der armen Pariser erfordert wieder 12 Millionen Expropriationsgelder und die Straße St. Martin soll zuerst aus ihren Angeln gehoben werden. Im Ganzen wird die architektonische Revolution beinahe 70 Millionen Franken kosten.

Jean Paul sagt einmal: Es geht den besten Menschen wie den schönsten Straßen in Paris: die dunkelsten Quergäßchen durchkreuzen sie oft. Aber diese Quergäßchen haben nicht nur die Straßen, sondern auch die Pläne der verschiedenen Regierungen durchkreuzt, und deshalb will der Kaiser sie entfernen. Die Pariser Mysterien mit ihrer Romantik sollen verschwinden. Die Luft und das Auge der Polizei soll leichter zu den Menschen eindringen können, und das Licht von oben überall zum Durchbruch kommen. In kurzer Zeit wird Paris ein aufgeschlagenes Buch sein, eine Prachtausgabe. Und der harmlose Mensch blättert hin und her und blickt mit Wohlgefallen auf die schöne Lapidarschrift, aber die Geschichte tritt zwischen die Zeilen.

VII.

Die germanischen Elemente in Paris.

Als Arndt sein bekanntes Lied dichtete: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, er wollte keine Knechte", da dachte er nur beim Eisen an das Schwert, das das deutsche Volk vom Joche der Fremdherrschaft befreien sollte. Nachdem der große Krieg beendet, das Schwert in die Scheide gesteckt war, hat das Eisen einen friedlicheren Charakter angenommen. Es trennt nicht mehr die Völker, sondern es verbindet sie, es verbrüdert sie, es ebnet die Wege, es vernichtet die Grenzen und die Bahn von Eisen ist die Bahn des Friedens und der Civilisation geworden. Der Magnet scheint dem Eisen, zu dem er eine unwiderstehliche Neigung besitzt, jene Anziehungskraft verliehen zu haben, die Nationen zu nähern, und der Traum von der Weltliteratur, der einst den Lebensabend des größten deutschen Dichters verschönte, er gewinnt Existenz und Leben, seitdem die „Ritter vom Geiste" in allen Ländern

einen unsichtbaren Bund geschlossen. Aber nicht nur die Gedanken werden ausgetauscht, sondern auch die Produkte, und Liebig weist in seiner Theorie nach, daß das, was ein Mensch ist, mit dem, was er ißt, in naher Verbindung steht. In einem thranverschlingenden Samojeden brennt das geistige Feuer nur mit dem schwachen Schimmer einer Thranlampe; in dem weintrinkenden Franzosen sprudelt der Champagnerschaum des Geistes, der französische Esprit; in dem bierliebenden Deutschen zeigt sich die schwerfällige Bedenklichkeit, die saure Arbeit des Denkens. Das sind die Factoren, wie sie die Natur festgesetzt hat! Seitdem aber der menschliche Geist die ungleichartigsten Elemente, das Feuer und Wasser, vermählte und dem Sohne dieser gemischten Ehe, dem Dampf, eine weltgeschichtliche Mission übertrug, seitdem haben die civilisirten Völker, die sich alltäglich auf der großen Heerstraße zu Tausenden begegnen, ihre Produkte getauscht und mit diesen ihre Ideen. Auch jenseits des Rheins wird das Bière de Strassbourg et de Bavière in großen Quantitäten genossen, und wer jetzt Paris besucht und auch vor der Eröffnung des Straßburger Schienenweges dort war, wird erstaunen über die Menge der Bierflaschen, die in Reihe und Glied vor den Café's der Boulevards aufgestellt sind

und stets ihre andächtigen Verehrer finden. Noch vor wenigen Jahren erregte ein unbefangener Deutscher einen zornfunkelnden Blick des Kellners, wenn er in irgend einer Restauration ersten Ranges den Wunsch nach deutschem Bier aussprach; heut zu Tage findet derselbe Garçon es ganz in der Ordnung, wenn selbst ein einheimischer Lion ein Glas vom deutschen Sorgenbrecher zur Labung verlangt.

Und wie wirkt das Bier auf die Geister! Jene übermenschliche Geduld, die die Pariser beweisen, seitdem ihnen die Regierung das Sprechen und Schreiben so erschwert hat; wir können sie nur, der Theorie Liebig's folgend, dem Gerstensaft zuschreiben. Das Blut circulirt nicht mehr so schnell in den Adern; der Entschluß, der im Gehirn reift und im Arme zur Ausführung kommt, hat jetzt auf einer Bahn mit Hindernissen einen mühsamen Weg zurückzulegen. Wille und That, die früher bei den Franzosen so nah waren, sind jetzt auseinandergerückt; wie die alten Deutschen ihre Beschlüsse wenigstens einmal im trunkenen Zustande faßten, so trinken die mäßigen Franzosen wenigstens ein Glas Bier und verschlucken dabei ihre Scrupel. An das neue Getränk nicht gewöhnt, fühlen sie eine sonderbare Schwere in den Gliedern, und das Feuer der Leidenschaft, die nach

Hegel zu jeder großen That erforderlich ist, wird im Keime erstickt. Bei der geringen Kenntniß, die die Franzosen von dem Nachbarlande haben, charakterisirten sie einst nur den Deutschen als einen Lukullus im Bier und Sauerkraut. Wie einst die französische Revolution, so ist jetzt das Bier auf seiner Reise um die Welt begriffen; das Bier gehört nicht mehr dem germanischen Stamme allein an; das Bier mit allen seinen Consequenzen der Ruhe und der Bedächtigkeit hat Frankreich erobert, und die Franzosen, noch Anfänger in der Kunst, schlürfen in langsamen Zügen den Trank ein, der Renommisten auf der Bierbank macht, dagegen auf dem Felde des Handelns die Energie lähmt. „Gegen die oberschlächtige Gährung des Liberalismus", sagt Heinrich König, „ist die unterschlächtige einer realen Brauerei das beste Mittel."

Wir können uns daher nicht wundern, daß in einem Local der rue du Faubourg Montmartre das germanische Element in seiner höchsten Vollendung erscheint und hier das Bier in großen Zügen vertilgt wird, „so weit die deutsche Zunge reicht". Die ganze Einrichtung ist hier germanisch, die Gäste sitzen nicht mehr auf einsamen Sesseln, sondern zur Beförderung der Gemüthlichkeit auf langen hölzernen Bänken. Das Glas ist zum Seidel oder zum Henkelkrug entwickelt und der Krug

geht so lang zu Biere, bis sein Besitzer — die gebrochene Börse oder seine Freunde das gebrochene Herz ängstlich bemerken. Die dame du comptoir ist hier die bairische Kellnerin geworden; sie ist nicht bloß der rechnende Geist des Saales, sondern zugleich ihr schützender. Sie überwacht mit scheinbar lächelnder Miene, aber doch mit tiefem Ernst die Verbrüderung der beiden Nationen und zeigt in eigener Person, indem sie bald die eine, bald die andere Sprache spricht, das kosmopolitische Produkt der nationalen Sympathieen. Ist auch die Mehrzahl der Gäste deutschen Ursprungs, Handwerker, Künstler, Studenten, Kaufleute, so ist doch eine starke französische Minorität vorhanden. Wenn Robespierre kurz vor seiner Verurtheilung sagte, daß die Tugend immer in der Minorität war, so können wir auch diesen Franzosen in Bezug auf ihre Leistungen die Tugend der Mäßigkeit anerkennen. Aber aus einem kleinen Keime wird hier Großes erwachsen. Was Napoleon nicht vermochte, wird der heilige Gambrinus erlangen. Die Nationen lassen sich eher durch Bier als durch Blut zusammenleimen. Nicht mit dem Oelblatt, sondern mit dem Seidel in der Hand sollte ein Elihu Burrit seine Propaganda beginnen. Schon die Alten kannten die Libationen zu Ehren der Götter, sie gossen den Wein auf

die Altäre, die modernen Völker müssen das versöhnende Bier vergießen, das die Gegensätze ausgleicht und die erbfeindliche Stimme erstickt. Freuen wir uns dieser deutschen Eroberung, die wir dem deutschen Gerstensaft zu verdanken haben. Denn die Franzosen, so ruhig und gehorsam sie auch jetzt sind, sie werden doch immer ein Volk bleiben, an dem Hopfen und Malz nicht verloren ist.

Noch ein anderes germanisches Element giebt es, das sich auch erst seit wenigen Jahren in Paris der größten Verbreitung erfreut. Wir athmen es auf den Boulevards mit der Luft ein, es wirkt narkotisch auf Kopf und Sinne, und sein glimmendes Feuer, das mit vestalischer Achtsamkeit unterhalten wird, entzieht dem politischen einen Theil seines Nahrungsstoffes. Ueberdies befördert dieses Element eine kontemplative Richtung des Geistes, die mehr in den Wolken, als auf der Erde heimisch ist, die Seele zum Frieden stimmt und Alles gehen läßt, wie's Gott gefällt. Wenn Kant sagt, daß es das beste Mittel ist, einen Zornigen zu besänftigen, ihn zum Sitzen zu nöthigen, so erzeugt es dieselbe beruhigende Wirkung, wenn man ihn zum Rauchen nöthigt. Wenn der Mensch raucht, verraucht sein Zorn, und je mehr er das Feuer der Cigarre nährt, desto mehr ent-

flieht das Feuer der Leidenschaft. Der Taback ist die beste Stütze der bestehenden Regierungen; die Orientalen nennen ihren Nargile die Friedenspfeife, und wenn Humboldt die Vulkane die Ventile der Erde nennt, so mögen diese rauchenden und speienden Vulkane der Estaminets die conversativsten Ventile sein. Während die meisten Regierungen vom Freiheitsbaum des Jahres 1848 als einziges unzerreißbares Blatt die Rauchfreiheit conservirt haben, indem sie darin den besten Blitzableiter für alle Gewitter erkennen, hat das französische Gouvernement die treueste Stütze des Bestehenden mit einer hohen Steuer belegt. Dessenungeachtet, so friedliebend sind die gegenwärtigen Franzosen, daß sie lieber die hohen Preise bezahlen, als daß sie die Cigarre entbehren. Wie Ampère in seiner amerikanischen Reise berichtet, trägt die Tabackssteuer in Frankreich mit jedem Jahre mehr und mehr ein, und wir haben deshalb diese Sitte eine germanische genannt, weil, wie derselbe Ampère berichtet, Deutschland in Bezug auf den Tabacksverbrauch noch immer an der Spitze der civilisirten Welt steht. Seine Consumtion erreicht einen Werth von 45 Millionen Pfund Sterling, während England nur 21 Millionen und Frankreich 10 Millionen consumiren. Frankreich, sehen wir, ist noch Anfänger, aber soweit es das

Tabacksregal erlaubt, wird es bald sein Vorbild erreichen, und die Zeit ist nicht fern, wo der französische Student ebenso sagen kann, wie der deutsche: „Ein starkes Bier, ein beizender Taback und eine Magd im Putz, das ist nun mein Geschmack."

Auf allen Promenaden, die nach dem Diner sich so füllen, daß man häufig wie auf einem Schlachtfeld auf Menschenleiber tritt, überall sehen wir den männlichen Theil der Bevölkerung mit erleuchtetem Kopfe, oder vielmehr Munde flaniren. Wie das Attribut des Arbeiters, die Blouse und die kurze Thonpfeife, so das des Flaneurs, die Cigarre. Der Weihrauch, den der Marquis vom ancien régime seiner Schönen spendete, er ist jetzt in Tabacksrauch übergegangen. Zarte Nerven fliehen aber diese betäubenden Düfte, eine Trennung der Geschlechter tritt ein, und man kann es ohne Uebertreibung behaupten, daß die Cigarre den letzten Rest der französischen Galanterie erstickt hat. Jener französische Gesandte in Spanien, der seine Souverainin, eine französische Prinzessin und spanische Königin, die Gemahlin Philipp IV., mehr als ein Unterthan liebte; er findet in seiner Galanterie keine Nachfolger. Der schwärmerisch Liebende hatte wohl Gelegenheit, seiner Gebieterin seine politische Ergebenheit, aber nie seine persönliche

Zuneigung zu gestehen. Da zündete er eigenhändig sein Palais mit allen seinen Kunstschätzen an einem Abend an, wo die Königin mit ihrem Gemahl in seinen Salons erschienen war, um das Vergnügen zu haben, seine Gebieterin aus den Flammen zu tragen, ein Vergnügen, das ihm um diesen Preis nicht zu theuer erkauft schien. Die gegenwärtige französische Welt ist eines solchen Enthusiasmus nicht mehr fähig. Diese jungen Herren schwingen nicht mehr die Brandfackel, um zur Liebesfackel zu gelangen. Und dann wenn ihre Schöne es gebieterisch verlangt, sind sie fähig, eine im Sterben, in den letzten Zügen begriffene Cigarre auf den Altar der Liebe niederzulegen. Und oft wenn die gute Sitte selbst das Rauchzimmer nicht kennt, verlassen diese Männer den Anblick der feurigen Augen, blos um dem Götzen des glimmenden Feuers außer dem Hause oder im Tunnel zu huldigen. Sie fühlen sich nur dann frei, wenn sie ein Blatt vor den Mund nehmen können. In Deutschland hält Pfeife und Strickstrumpf sich die Waage, in Frankreich hat das weibliche Geschlecht, seitdem die traditionelle Huldigung aufgehört, sich ernsteren Beschäftigungen hingegeben. Seitdem die Männer die Galanterie aufgegeben und in dem schönen Geschlecht nicht mehr das schwache erblicken, haben die Schwachen zu

sich selbst Vertrauen gewonnen und sind erstarkt. Daher sehen wir in allen Zweigen des bürgerlichen und industriellen Lebens die französischen Frauen mit fast größerer Thätigkeit wirken als die Männer. In allen Verkaufsläden führt die Frau das Scepter, und weil wir dieses Kapitel dem amerikanischen Kraute gewidmet haben, so müssen wir bemerken, daß in den Tabacksläden, die hier besonders von der Regierung privilegirt sind, und zu welchen die Concession nur an Vertrauenspersonen verliehen wird, die Frauen vorzugsweise figuriren. So liefern die Frauen in der Form von Cigarren die Bausteine, die ihre ideelle Herrschaft zertrümmert haben. Seitdem die Galanterie, das Detail der Liebe, geschwunden ist, haben sie dem Detail des Handels sich hingegeben. Wer seine Geliebte, deren Reize zu altern beginnen, versorgt wissen will, kauft ihr einen Tabacksladen, und wir finden deshalb namentlich auf den Boulevards, in diesen Läden, wo ein ewiges Feuer brennt, alternde Schönen, die von einer interressanten Vergangenheit so viel zu erzählen wissen und jetzt in der Gegenwart nichts mehr aufzuweisen haben als Havanna-Cigarren 4 Stück zu 1 Franc. Sic transit gloria mundi! Und der frühere Anbeter, der einst der Schönen eine glänzende Equipage geschenkt, kauft jetzt

von der ehrbaren Dame d'un certain age alltäglich seinen Cigarrenbedarf.

Wenn man auch in Paris nicht so viel Geld in Rauch aufgehen läßt, wie in New-York, wo nach Ampère im Jahre 1838: 3,650,000 Dollars für Taback und nur 3,493,000 Dollars für Brod ausgegeben worden, so findet dennoch die Sitte durch eine Menge kleiner Industrien, die ihr zu Hülfe kommen, mehr und mehr Eingang. Die amerikanische Partei der Bewegung, die Lokofokos, haben bekanntlich deshalb ihren Namen, weil sie einst durch Streichzündhölzer, Lokofokos genannt, einen Saal erleuchteten, in dem die reactionäre Partei durch Zudrehen der Gasröhren jede weitere Berathung abschneiden wollte. Gegen dieses Interdikt, des Lichtes beraubt zu sein, haben sich die Pariser Gamins verschworen. Sie sind die lebendigen Lokofokos, die das Feuer fortwährend zur Stelle haben und sobald sie einen Herrn erblicken, dem zu der Cigarre nichts fehlt, als das Feuer, sofort für zwei Sous eine Schachtel der „allumettes chimiques" verkaufen, oder für einen den prometheischen Funken mit großen Höflichkeitsphrasen ihm darreichen.

Auch vor den Thüren der Café's finden wir Gamins und Blousenmänner, die im Vorübergehen eine förmliche

Nachlese nach den sterblichen Ueberresten der Cigarren halten. Selbst wenn sie unter Asche vergraben liegen, suchen sie wie die Hyänen nach ihrem Opfer, theils um sogleich ihre Begierde zu stillen oder es in Taback zerstampft in der kurzen Pfeife zu genießen. Von den Brosamen der Reichen nähren sich die Armen. Der Taback als Genußmittel verbindet die Klassen und die Nationen. Vereinigt mit den 100,000 Deutschen, die sich fortwährend in Paris aufhalten, wird das deutsche Bier und der amerikanische Taback aus dem französischen Volk, aus diesem Volk des Augenblicks ein Volk, der Ausdauer und der Geduld machen und sind die Magen im Einklang, so werden auch die Völker im Einklang sein. Die politische Gastronomie, d. h. die Kunst, die Völker durch gleiche Speise und Trank von einander abhängig zu machen und zu verbrüdern, sollte das Hauptstudium unserer Staatsmänner bilden, diese Restauration muß eine erfolgreiche sein, die Zeit wird sie bringen, aber ein Genie wie Vatel, ein eben so kosmopolitischer Koch, wie dieser ein königlicher, vermag sie früher in's Leben zu rufen. Dann werden „rauchende Städte" nicht diejenigen sein, die, vom Feinde zerstört, in Trümmer liegen, sondern jene glücklichen Eilande, deren Bewohner nicht über Trümmer von Häusern, sondern nur von Cigarren

flanirend einherschreiten. Und der Kirchhof der Geschichte, aus dessen Gräbern so häufig blutige Gespenster, wie Eumeniden emportauchen, wird nichts sein, als ein friedlicher Aschbecher, dessen sanft ruhende Asche nur auf die Genüsse, nicht auf die Leiden der Menschen hindeutet.

VIII.

Die Pariserinnen.

Seit der Zeit der Enciklopädisten hat der Skeptizismus in Frankreich, und namentlich in seinem Herzen in der Hauptstadt, bedeutend um sich gegriffen. In jedem Pariser Gamin steckt ein kleiner Voltaire, der sich gegen jede geistliche Oberherrschaft empört und biblische Traditionen unter die Lupe des Verstandes bringt. Aber auch die Pariserinnen empören sich fortwährend über und gegen die Sage der Schöpfungsgeschichte, daß das Weib aus der Rippe des Mannes entnommen ist. Sie wollen nichts von dieser niederen Herkunft wissen, kämpfen mit gleichen Waffen, und versetzen der biblischen Tradition logische Rippenstöße. Und in der That, wer selbst zur Ehre der Ueberlieferung die neuesten Forschungen der Naturwissenschaft nicht gelten lassen will, der kann dennoch leicht in Zeifel kommen, ob das Verhältniß einer männlichen Rippe zu einer anmuthigen Pariserin noch in

irgend einer Beziehung den Keim der ersten Generation in sich trage. Denn betrachtet diesen graziösen Gang, diese feste Haltung, dieses feuerstrahlende Auge, diese Stirn, die zum Herrschen berufen ist, so werdet ihr einsehen, daß die Pariserin, die seit Franz I. kourfähig geworden ist, und von dieser Zeit an häufig die Zügel der Welt geführt hat, wenigstens in der neueren Geschichte die alte gänzlich vergessen läßt. Die Pariserin muß wie Minerva aus dem Kopf des Mannes, oder wie Venus aus den schaumspritzenden Wellen des Meeres hervorgegangen sein. Wir denken an die Göttin der Weisheit, wenn wir die Reihe ausgezeichneter Frauen betrachten, die, aus dem häuslichen Wirken heraustretend, in den Zeiten der Ruhe und der Bewegung eine selbstständige politische Rolle spielten; wir denken an die dem Meer entstiegene Göttin, wenn wir die Straßen der alten Lutetia in Augenschein nehmen, über deren schaum- und schmutzspritzenden Wellen die zierlichen Füße der Bewohnerin nach Art der Sylphiden dahinfliegen. Im Kampf mit diesem Element ist die Pariserin erstarkt; ihr Fuß, der in jeder Bewegung geübt sein mußte, um die Bahn mit Hindernissen zu überwinden, erhielt eine besondere Kultur und mit ihr eine vollendete Form; aus diesen gymnastischen Uebungen, die vor der größten Oeffentlichkeit der

Straße getrieben wurden, ging eine sichere Haltung hervor, die stets mit einer Entschlossenheit im Handeln gepaart ist. Jene Engländerin, wie lange besinnt sie sich, bevor sie den Damm der Boulevards überschreitet, sie vermißt den heimischen Konstabler, der in den Hauptstraßen Londons, wenn die Wagenreihe zu groß geworden, die Lady an der Hand herüberführt; die kleine Französin macht kürzeren Prozeß, sie vertraut ihrer körperlichen Gewandtheit, der Uebung ihrer Füße, und siehe da, sie wendet sich vorwärts, rückwärts, sie fliegt bald rechts, bald links und hat längst das jenseitige Ufer erreicht, während ihre englische Schwester noch einen Uebergangspunkt abwartet. Ein Engländer Swift sagt: je größer der Schmutz, desto leichter der Fall; die Tochter der Lutetia sagt: je größer der Schmutz, desto größer der Sieg. Wie die indischen Götter auf den Kelchen der Lotosblume, so wiegt sich die Pariserin auf dem schlüpfrigen Boden der Hauptstadt und überwindet spielend die Hindernisse. Und ist nicht der Gang ein charakteristisches Zeichen der Civilisation, der sichtbare Fortschritt zugleich ein geistiger? Wie Kamper aus dem Gesichtswinkel die Bildungsfähigkeit der Raçen bestimmte, so deutet auch der Winkel, den beide Füße beim Gehen bilden, auf die Höhe der Kultur und seine Grade sind zugleich Kultur-

grade. Je kleiner der Winkel, desto niedriger die Kulturstufe. Der geistvolle Verfasser der „Stambuler Briefe“ in der Augsburger Zeitung hat förmlich mit dem Zollstock den Fortschritt gemessen, und seine Resultate sind folgende: Die Türkinnen mit ihren Säbelbeinen machen nur Schritte von 8 Zoll Weite und ihre Füße stehen höchstens parallel, häufig bis 15 Grad gegeneinander geneigt; in Berlin bewegen sich die Damen in Spannungen von 18 Zoll, in Winkeln von 30 Graden. Die größten Schritte in der Welt machen bekanntlich die Engländerinnen, die mit jedem Schritt, unter Winkeln von 15 bis 20 Grad, 22 Zoll durchmessen; und wenn sie nicht die Knie zu hoch heben würden, und der durchmessene Raum allein maßgebend wäre, an der Spitze der Bewegung stehen würden. So aber müssen sie den Rang den Pariserinnen lassen. Wahrhaft harmonisch gehen nur die Pariserinnen durch die Welt; sie „stechen“ die Spitzen scharf zu Boden geneigt. Spannungen von durchschnittlich 20 Zoll und Winkel von 45 Grad sind in Paris allgemein, und die Erziehung widmet diesen kunstgerechten Spannungen eine gespannte Aufmerksamkeit.

Aber wir dürfen neben ihren Reizen auch die Mängel der Pariserin nicht vergessen. Ihr ebenmäßiger Wuchs und der Bau ihrer Hüften erinnert an die schaument-

sprossene Venus, aber die Pariserin scheint sich mit diesem Ruhm nicht begnügen zu wollen, sie hat den Fehler, daß sie alle plastischen Kunstwerke in sich vereinigen will. Sie strebt auch nach dem Ruhm eine Venus Kallipygos zu sein, und ihr eifrigstes Bestreben besteht darin, sowohl denjenigen zu blenden, dem sie einen Blick schenkt, wie den Unglücklichen, dem sie den Rücken zuwendet. Die Kunst der Toilette, die gerade diesem Theil zugewendet ist und da beginnt, wo der Rücken aufhört, ist deshalb der Hauptstadt eigenthümlich, aber selbst ein leidenschaftlicher Bewunderer des Schönen wird eingestehen müssen, daß diese künstliche Herstellung der Formen, die wir an der Venus Kallipygos bewundern, in den Pariser Copien sehr häufig übertrieben wird und an's Lächerliche streift. Es wäre zu wünschen, daß das Kaiserthum, das sich so viel mit den Moden beschäftigt, den Verirrungen der Aesthetik keinen Vorschub leiste. Wir würden, wenn hierin eine Umkehr stattfindet, selbst der kaiserlichen Aera den Gebrauch der faux mollets der falschen Waden gestatten, die hier kurz vor jedem Hoffest zu 2 Frcs. das Stück ausgeboten werden. Sagt doch selbst der berühmte Anatom Kamper, daß der Besitz von Waden den Menschen vom Thier unterscheidet, und in so fern muß jeder Freund der Humanität, der das „nihil humani a me

alienum" zu seiner Devise macht, in der Kunst, die die Natur täuschend nachahmt, eine die Menschenwürde ehrende Leistung erkennen.

Wir kommen nun bei unserer anatomischen Untersuchung zu dem Auge der Pariserin. Ein französisches Sprüchwort sagt: l'amour des hommes entre par les yeux, l'amour des femmes par les oreilles. Diesem Brennpunkt der Französin, den sie meisterhaft zu benutzen versteht, sind seit den Zeiten Heinrich IV. schon viele Opfer gefallen. Ganze Generationen wußten diesem Feuer nicht zu widerstehen, die Maitressen regierten Jahrhunderte hindurch Frankreich und nur einem so selbstständigen Geist, wie dem großen Friedrich gelang es, den Baum der französischen Erkenntniß in der Person seiner geistigen Koryphäen nach Preußen zu verpflanzen, ohne von der Schlange der Demoralisation sein Volk verführen zu lassen. Wir sagten, daß die Pariserin ihre Augen zu benutzen weiß, und sie vollständig in der Gewalt hat. Denn die Geistesgegenwart in jedem Augenblick, das ist der Charakter der Pariserin. Ihre Augen sind herausfordernd oder verachtend, begehrend oder entsagend, siegestrunken oder schmachtend. Sie kennt die ganze Skala der Gefühle und weiß wie auf einem Klavier stets den richtigen Ton anzuschlagen. Und dennoch, das ist das

Wunderbare, man bemerkt bei dieser künstlichen Maschinerie nie das Räderwerk; der leichte Ton des Gesprächs und die Leichtigkeit der Bewegungen lassen nie das Berechnete erscheinen, man merkt nicht die Absicht und wird nicht verstimmt. Es ist die Unnatur hier zur anderen Natur geworden und selbst die Kunst des Brutus, sich wahnsinnig zu stellen, würde einer Französin, die zu ihrem Zweck gelangen will, nicht schwer werden. Das deutsche Lied: „In den Augen liegt das Herz" könnte nie ein französischer chanson werden. Denn in diesen französischen Augen liegt der Verstand, der seine Pfeile nur dann entsendet, wenn sie verwunden sollen. Und eben weil die Französin sich nicht hinreißen läßt, vermag sie am leichtesten hinzureißen. Wie Schiller vom wahren Dichter verlangt, daß, wenn er die stärksten Scenen der stärksten Leidenschaft schildert, doch „Sonnenklarheit seine Stirn umfließen müsse", so ist die Französin die Herrin ihrer Leidenschaft und ihrer Gefühle. Sie will nie unbewußt Eroberungen machen, ihre Eitelkeit ist nicht Selbstgefälligkeit, sondern Gefallsucht, die ihre Netze auswirft. Sie ist praktisch, nicht sentimental, und ihre Empfindung muß einen Zweck haben und will zum Ziele gelangen. Die deutsche Sentimentalität, deren Wurzel die Prüderie ist, lernt man in Frankreich, wo das Gegentheil davon

herrscht, am besten kennen. Sich in unglücklicher Liebe Jahre lang verzehren, ohne einen entscheidenden Schritt zu thun und immer in Geduld auf Erlösung hoffen, das ist dem leichter zirkulirenden Blut nicht möglich. Die Prüfungszeit des Brautstandes dauert daher hier höchstens einige Wochen, und man bemüht sich das junge Liebespaar in den Hafen der Ehe so schnell wie möglich einzuführen. Das deutsche Schmachten gilt weder für pikant noch interessant und wer sich darin gefällt, könnte leicht den Fluch des ridicule oder des imbécile auf sich laden. Heine hat das Verdienst, diese deutsche selbstquälerische Sentimentalität durch seine epigramatischen Schlußwitze wenigstens ideell vernichtet zu haben. Aber selbst seine schöne Palme, die tausende von Meilen weit auf brennender Felsenwand trauert, weil sie das Unglück hat, einen einsamen deutschen Fichtenbaum zu lieben, könnte auf französischem Boden nicht einmal in der Fabel fortkommen. Die Französin will dem Gefühl ihr Recht verschaffen. Sie sagt: naturalia non sunt turpia, während das deutsche Mädchen durch ihre Erziehung eine Scheu vor allem Natürlichen empfindet und die Natur als den bösen Dämon betrachtet, der ihr die Schamröthe in die Wangen treibt.

Diese geistige Selbstständigkeit und Ungezwungenheit,

die vorzugsweise die Pariserin charakterisirt, hat ihr hier nicht bloß in der Idee, sondern in der hausbackenen Wirklichkeit das Scepter der Herrschaft in die Hand gegeben. Die Frau ist ganz büreaukratisch geworden: sie führt die Bücher, sie sitzt an der Kasse der Theater, sie öffnet die Loge und bewahrt die Garderobe. Die Frau hat hier überall die Initative ergriffen und es möchte wohl kaum in den Kreisen der kleinen Bourgeoisie, die von den täglichen Bedürfnissen des Luxus und der Mode lebt, ein Mann zu finden sein, dem nach dem Wahlgesetz der jüngsten Republik die vollkommene soziale Selbstständigkeit zuzusprechen wäre. In den glänzenden Café's, die von Morgen bis Abend mit Gästen gefüllt sind, ist die Frau die Seele des ganzen ökonomischen Mechanismus. Diese „dame du comptoir" thront deshalb auf einer reich dekorirten Tribüne, und von diesem Sitz aus ertheilt sie die Befehle ihren zahlreichen Sklaven, dem geflügelten Volke der Kellner. Diese Gebieterin des Büreaus ist gewöhnlich eine angenehme Erscheinung, die die Kunst der Toilette meisterhaft versteht; man glaube aber ja nicht, daß die dame du comptoir hier irgendwie ihre Netze auswirft, oder mit einem schmachtenden Blick einen eintretenden Jüngling beglückt. Dies ist ganz ihrer Würde entgegen. Sie hat den Grundsatz des weisen Salomo:

Alles zu seiner Zeit. Unnahbar auf ihrem Throne, förmlich durch Pallisaden verschanzt, ist sie in ihren Büreaustunden ganz in der geschäftlichen Thätigkeit aufgegangen und nimmt häufig die Amtsmiene der deutschen Büreaukraten an. Sie sieht sich stumm ringsum, und grüßt mit ehrbarem Kopfnicken die freundlichen Gäste, die ehrerbietig vor ihr den Hut lüften.

Während in Deutschland der eigentliche Anziehungspunkt der Café's die Kellnerin ist, die durch ihre Reize das dargereichte Bier versüßen und deshalb jeden Gast persönlich bedienen muß, ist hier die dame du comptoir die vorgesetzte Behörde der exekutiven Beamten geworden, weshalb auch jede Beschwerde über dienstliche Versäumnisse an die Herrin des Büreaus gerichtet wird. Wir sehen also, daß in Frankreich in der sozialen Ordnung der Café's und Estaminets die Frau eine höhere Stufe erstiegen und den Mann zum Diener herabgesetzt hat. Diese einfache Thatsache, die als ein fait accompli jeden Einwand aufhebt, begegnet uns in dem gesammten Bereich des industriellen Lebens. Ueberall, wo ein Zweig der Industrie es erfordert, direkt mit dem Publikum in Berührung zu treten, sehen wir die Frau als Repräsentantin der Firma. Durch diese stete Uebung in der Repräsentation, die das Selbstgefühl so bedeutend erhöht,

ist es auch den Frauen gelungen, die Männer förmlich aus amtlichen Stellungen zu verdrängen und noch dazu aus solchen Stellungen, zu denen weit mehr Kraft und Ausdauer als irgendwie Anmuth und weibliche Reize erforderlich sind. So ist es bekannt, daß auf der Eisenbahn, die von Paris nach Havre führt, fast nur Frauen als Bahnwärter angestellt sind, die, sobald die sausende Lokomotive dahinfährt, in kleidsamer Amazonentracht mit der Fahne in der Hand den Zug salutiren und das „ewig Weibliche" gänzlich vergessen machen.

Und doch ist dies „ewig Weibliche" das, wenn auch nicht den Reiz dieser Bahnbeamten, doch speciell der Pariserinnen ausmacht. Indem die Gesellschaft den Frauen die Thür zu jeder gewerblichen oder künstlerischen Thätigkeit eröffnet, und ihnen die ganze Prosa des Lebens zur beliebigen Auswahl anheim gestellt hat, ist dennoch unter dieser Asche das weibliche Gefühlsleben nicht erstickt worden. Indem die Frauen in Sprache, in Bewegung so entschieden wie möglich sind und weit seltener als die Thusnelden ein Blatt vor den Mund nehmen, schlägt die weibliche Natur und die angeborene Scheu ihnen immer ein Schnippchen. Dieser Kampf zwischen der natürlichen und der gesellschaftlichen Stellung, dieses Begegnen und Bekämpfen zweier verschiedener Welten,

das Aufflackern der Empfindung mitten in der nüchternsten Beschäftigung, und der Verstand, der den Sieg sich nicht rauben läßt, dies giebt den Pariserinnen jenen allgemeinen anerkannten Reiz des Pikanten, der weniger ein Produkt der Natur als der Verhältnisse ist. Der fromme Mystiker Angelus Silesius sagt: „es giebt noch eine Gerechtigkeit auf Erden, daß die Gesichter all' wie ihre Seelen werden." Auch dieser Spruch bewährt sich an der Seine, und die Physiognomie der Bewohnerinnen der Hauptstadt, die nur in seltenen Fällen zur abstrakten kunstgerechten Schönheit sich erhebt, trägt in der Regel das interessante Gepräge einer pikanten Natur, die stets in neuen Formen leuchtend das Geheimniß ihrer Anziehungskraft darin besitzt, daß sie originell und unerschöpflich selbst die größte geistige Blasirtheit verbannen muß.

Die leibliche und geistige Toilette der Pariserin beruht auf denselben Prinzipien. Die Kunst soll nur die Natur verklären, aber sie nie gänzlich unterjochen. Die größte Eleganz muß mit der freien Bewegung vereinigt sein. In Deutschland, nordischer Metropole der Intelligenz, fällt häufig die Natur als Schlachtopfer der Kunst und auf dem Grabe der natürlichen Empfindung erhebt sich der hohle Schemen der Affektation und Geziertheit. Viele deutsche Frauen können von den Pariserinnen, die so oft

als leichtfertig verschrien werden, noch viel lernen, ohne ihre Moral zu gefährden. Die Pariserin ist nicht vollständig zur kunstgerechten Maschine herabgesunken. Sie läßt der Natur und Kunst ihre Gerechtigkeit widerfahren und oft ruft sie aus wie Rahel: Warum soll ich nicht natürlich sein? Was wüßte ich Besseres als zu affektiren!

IX.

Theatralische Studien.

Wir stehen an den sonderbaren Schilderhäusern der Boulevards, die wie Laternenpfähle alle dreißig Schritt am Straßendamm aufgerichtet sind. Sie dienen im Innern zur Beförderung des Anstands und der Reinlichkeit, und von außen zur Beförderung der Kunst und des Vergnügens. Während aber der Kern immer denselben Zwecken dient, ist die Schale täglichen Metamorphosen unterworfen. Denn die Außenseite dieser Säulen ist mit den buntfarbigen Ankündigungen der Theater geschmückt, und es gehört ein gewisses Studium und ein gesundes Auge dazu, wenn man in den höchsten Regionen dieser Theaterzettel sich ebenso zurecht finden kann wie in den niedrigsten. Es sind wohl einige zwanzig Theater, vom größten bis zum kleinsten, von der großen Oper bis zum Pantomimen-Theater des Funambules, die alltäglich mit ihren Programmen glänzen und uns

zur Auswahl auffordern. Ein Parquetplatz zu 10 und ein Parquetplatz zu 1 Frcs., in diesen ökonomischen Dimensionen bewegt sich hier die Schaulust des Publikums, aber die gesellschaftliche Abstufung der Zuschauer, wie sie in der äußeren Erscheinung sich kundgiebt, ist weit bedeutender als die der Künstler. Denn selbst die kleinsten Theater haben hier wenigstens einen ausgezeichneten Künstler, und eine „spécialité“ unter den Darstellern muß jede Bühne besitzen, wie denn das kleinste Boulevard-Theater den größten Pantomimen Debüreau besessen hat. Die Konkurrenz unter den Theatern ist daher sehr bedeutend, um so mehr, da ihnen in jeder künstlerischen Richtung die freie Entfaltung ihrer Kräfte gestattet ist, d. h. wenn nicht aus besonderen Gründen die Polizei einschreitet. Vor der französischen Revolution hatte, wie Thibault in seiner Geschichte der französischen Schaubühne erzählt, nur das Hoftheater, das Théâtre français das Recht, blutige Katastrophen dem Publikum vorzuführen. Es war ein königliches Privilegium, daß die „comédiens ordinaires du roi“ sich Stiche mit pappernen Dolchen vor den Augen der Zuschauer beibringen durften, während auf allen anderen Bühnen jede körperliche Mißhandlung und jede Real-Injurie sich hinter die Kulissen zurückziehen und nur

das geistige, nicht das sinnliche Auge des Publikums beschäftigen durfte. Heut zu Tage haben diese furchtbaren Katastrophen, die Grausen und Schrecken erregen, sich von den Hofbühnen abgewendet und das Blutvergießen ist ein Prädikat der Volksbühnen geworden; die Porte St. Martin, das Théâtre national, das Théâtre de l'Ambigu comique, sie leisten in dieser Beziehung Bedeutendes. Seit der orientalischen Frage sind es hauptsächlich die Russen und speziell „les cosaques“ die hier jeden Abend in Massen um's Leben kommen, und es ist dieses poetische Russenblut eine der angenehmsten Nahrungen für den Gaumen des Pariser Volks. In der Zeit der letzten Republik war das Theater Porte St. Martin auf einige Zeit geschlossen, weil es in einem nach der Siebenhügel-Stadt betitelten Stück zu handgreiflich die Behandlung dargestellt hat, die die französische Republik ihrer Schwester, der römischen, zu Theil werden ließ, um auch auf dem klassischen Boden „die Gesellschaft zu retten“. Dagegen mußte der Nachbar der Porte St. Martin, das Théâtre de l'Ambigu comique, nicht die Republik Rom, sondern den „König von Rom“ in Scene gehen lassen. Der König von Rom ist aber kein anderer als der unglückliche Herzog von Reichsstadt, dessen Lebenslauf von der

Wiege bis zum Grabe uns hier dargestellt wird. Wir hören selbst die Freudenschüsse, die bei der Geburt des kaiserlichen Thronerben erschallen, die jedesmal dem Parterre ein schallendes Bravo entlockend, den Darstellern des österreichischen und päpstlichen Gesandten aber, zum größten Gelächter des Publikums, eine ungeheuere Angst einjagen.

Die Porte St. Martin läßt sich jetzt nicht mehr mit der Tagespolitik ein. Sie hat sich jetzt hauptsächlich das soziale Drama erkoren und bewegt sich auf der schwindelnden Höhe der krassesten Gegensätze. Wie die Franzosen überhaupt die Antithesen lieben, so lieben sie es auch, die grellsten Leidenschaften ohne irgend eine Vermittelung gegenüberzustellen. Entweder Bösewicht oder Tugendheld, die höchsten oder die niedrigsten Sprossen der gesellschaftlichen Leiter, Verrath und Betrug in den höchsten Regionen, Edelmuth und Selbstverläugnung in den niedrigsten, das ist die Atmosphäre, in dem diese Bühne das Publikum athmen läßt. Frédéric Lemaître, der berühmte Darsteller, dessen Mimik auf einer hohen Stufe der Kunst steht, ist der Träger aller dieser Stücke, die, mögen sie „Lumpensammler", „Droschkenkutscher" oder „alter Korporal" heißen, ewig denselben effektreichen Refrain haben. Frédéric Lemaître ist der populärste

Schauspieler in Paris, da er stets Portraits aus dem Volke darstellt. In den Zwischenakten, wenn die Ausrufer die Bänke stürmen, um Journale oder Orangen und Konfitüren auszurufen, da sieht man auch ganze Stöße von Brochüren in den Händen der Programm-Verkäufer. Sie schreien mit unverwüstlicher Stimme: „La biographie de Frédéric Lemaître avec son portrait“ und ihre literarischen Schützlinge finden einen reichlichen Absatz.

Die Theater Vaudeville und Variétés lassen sich nicht mit diesen Spektakelstücken ein. Sie schöpfen schon mehr aus der Wirklichkeit als aus der Phantasie. Das Seelenleben, die Entwickelung der Gefühle, nicht ihre scharfe Trennung. Die Gesellschaft wie sie ist mit ihren Lächerlichkeiten und Frivolitäten wird hier mehr mit kühnem als treuem Pinsel dargestellt. Das Publikum dieser Theater, das mehr den sogenannten gebildeten Ständen angehört, erhält hier einen Vergrößerungsspiegel. Nachdem die „dame aux camélias“, die nach dem bekannten Roman von Dumas fils bearbeitet ist, einen ungeheueren Erfolg gehabt hatte, hat das Vaudeville-Theater wieder einige seiner Dichter beauftragt, in den ergiebigen Schacht des Grisettenlebens hinabzusteigen, und die Herren Barrière und Thibouft förderten in Kompagnie jenen

poetischen Kieselstein zu Tage, der mit dem keuschen Marmor so wenig Verwandtschaft hat, wie die „filles de marbre“ mit jenen griechischen Göttern, die Phidias Meisterhand erschuf. Die sonderbare Verknüpfung aber jener griechischen Götter, die wir wirklich im ersten Akt sehen mit den Pariser Grisetten, die die Ebenbilder dieser Aspasien sein sollen, entlockte diesem Kieselstein einen zündenden Funken. Der Eitelkeit der Pariser, die sich nun, wenn auch von der dunkelsten Seite, als Athenienser verherrlicht sahen, schmeichelte gleich der erste Akt, während die folgenden ihnen Kopien aus der Gegenwart brachten, deren Originale in den Parquetlogen in den baignoirs dieses Theaters saßen. Das Stück wurde fast drei Monat bei stets vollem Hause gegeben; die Stalles d'orchestre, die hier gewönlich durch Spekulation aufgekauft werden, waren fast immer vergriffen und nur gegen den doppelten Preis, statt 4 nämlich 8 Frcs. zu erlangen. Obgleich Mr. Phidias-Raphael sich im ersten Akt wie Pygmalion in seine Statue und im folgenden in eine Pariser femme entretenue verliebt und so unmotivirt wie möglich stirbt, so flossen doch im Vaudeville-Theater so viel Thränen und man sah in den Händen der Damen so viel benetzte Taschentücher, daß man an jenem feierlichen Aufzug erinnert wird, den Boz im Nikleby so drastisch schildert.

Die Damen, heißt es hier, weinten so lange in ihre Taschentücher, bis dieselben durchnäßt waren, und schwenkten sie dann so lange bis sie wieder trocken waren. Die Franzosen bringen überhaupt keine Kritik in's Theater, oder höchstens in die Musteranstalt des Théâtre français. Die poetischen Ansprüche, die sie an die kleinen Bühnen stellen, sind leichter zu befriedigen; sie drücken gern ein Auge zu oder lassen beide in Thränen schwimmen, entweder Thränen der Lust oder des Schmerzes. Ueberdies ist ihr Autoritätsglauben so bedeutend, daß jede Autorität unter den darstellenden Künstlern selbst das schlechteste Stück so lange über Wellen halten kann, daß es wenigstens nicht mitten in der Fahrt zu sinken droht. Die Klaque entwickelt fortwährend ihre Manoeuvre und wenn auch ein Stück wie die „filles de marbre" einen so ungeheueren Erfolg hatte, so sind doch die Schauspieler so daran gewöhnt, den Lärm des Beifalls an bestimmten Stellen einfallen zu hören, daß sie die offiziellen Klatscher nicht entbehren können. In Wien und Berlin sind auch die „Marmorherzen" über die Bretter gegangen, aber die von der Pariser Klaque bezeichneten Stellen konnten in Deutschland nicht zünden. Ueberdies war es schwierig, diese echt französische Pflanze auf deutschen Boden zu versetzen. Da die femme entretenue noch kein

Stand geworden und in die soziale Gliederung aufgenommen ist, so verwandelte der Uebersetzer Priesterinnen der Liebe in Priesterinnen der Kunst, in Schauspielerinnen und Tänzerinnen. Verlangt die emanzipirte Frau in Deutschland eine soziale Berechtigung, so muß sie wenigstens ein künstlerisches Relief haben, und die gute Sitte verzeiht dann der Künstlerin, was sie dem Weibe nie gestatten würde. Die Künstlerin der Liebe hat noch keine allgemeine Anerkennung gefunden. Im Gymnase dramatique, einem Theater, das hauptsächlich dem feineren Lustspiel sich widmet, feiert noch immer die berühmte Rose-Cheri ihre Triumphe. Sie spielt schon seit Jahren die naiven Rollen und wird einst die zweite „Mars" der Bühne werden, wenn sie den rührenden ergreifenden Ton ihrer Stimme zu konserviren weiß. Auch die spanische Tänzerin Petra Camara figurirt mit ihrem Gefolge von Zeit zu Zeit auf den Brettern des Gymnase. Bei ihrer letzten Anwesenheit hatte sie gegen ein Honorar von 100 Napoleons die Feder Alexander Dumas gewonnen, der einen seiner glänzendsten Feuilleton-Artikel wie eine Fahne dem Auftreten der Tänzerin vorangehen ließ. Petra Camara könnte durch ihr südliches Feuer, die Anmuth ihrer Bewegungen und das nationale Gepräge das Publikum hinreißen, wenn nicht ihr Gefolge,

das die Tanzgruppen bildet, durch ihr rohes und tölpelhaftes Wesen das Feuer sofort wieder auslöschte. An dem Tage, wo wir sie sahen, war das Haus ganz gefüllt, der Erfolg war glänzend, der Beifall erschütternd, aber wer einen Blick auf das Parterre werfen konnte, der sah, wie diesmal die Klaque ihr ganzes Gewicht in die Waagschale warf. Ebenso zwanglos wie ein Direktor des Orchesters, so gab diesmal der Direktor der Klaque seinen Untergebenen die nöthigen Winke. Er agirte mit größerer Unverschämtheit als die konstitutionellen Klaqueurs, die einst Ludwig XVI. bei wichtigen Anträgen auf die Galerie der Nationalversammlung sandte und die ihm nach Bertrand de Moleville täglich 800 Livres kosteten. Bald bewegte der Chef den Arm nach dieser, bald nach der anderen Seite des Parterre und seine disziplinirte Schaar setzte dann Hände und Lungen in die kräftigste Bewegung. Manchmal brachen beide Flügel auf einmal los, dann wieder nur das Centrum, immer aber wurde jede mißliebige Regung schon in der Geburt erstickt und das Publikum mußte selbst über die Brutalität der spanischen Granden entzückt sein, da die Klaque keine entgegengesetzten Regungen duldete. Nur im Théâtre français ist die Klaque wenigstens für den unerfahrenen Zuschauer nicht zu bemerken. Dieses Theater, an dem die Rachel

wirkt, und ihr Pariser Lehrer Samson hat so ausgezeichnete Künstler und sind selbst die kleinsten Rollen so vortrefflich besetzt, daß solche Hebel des Beifalls nicht nothwendig. Ein Stück, wie das Glas Wasser, oder die Kameraderie von Skribe von den „comédiens ordinaires du roi“ dargestellt zu sehen, gehört zu den höchsten Genüssen und entschädigt reichlich für manche im Theater verlorene Stunde. Die französische Sprache gewinnt hier fast einen anderen Klang: selbst das kleinste unbedeutendste Wort verschwindet nicht in der längsten Phrase. Man kann dies Lob einer deutlichen Aussprache allen Mitgliedern dieses Theaters spenden, wenn gleich nicht der vielbewunderten Rachel, die häufig die Worte in wilder Jagd mit der Hetzpeitsche verfolgt und dann wieder ihre Glieder unnatürlich foltert und ausdehnt. Ebenso ist auch die geringste Bewegung wohl berechnet und fällt in das vortreffliche Zusammenspiel so nothwendig ein wie das Stichwort. Ein Souffleur macht sich hier nicht bemerkbar; auch verschmähen es die größten Darsteller nicht, Nebenrollen zweiten Ranges zu übernehmen und besitzen dann nicht die lächerliche Eitelkeit, diesen Rollen ein so starkes Kolorit zu geben, daß das ganze Bild durch die Staffage leidet. Das Zusammenspiel steht hier auf der höchsten Stufe der Vollendung und das will viel

sagen, da gerade hierin alle Pariser Bühnen sich vor den deutschen bedeutend auszeichnen. Es mag dies im französischen Naturell liegen, das sich leichter einem großen Ganzen unterordnet als die eckige deutsche Individualität. Gutzkow sagt einmal in seinen Pariser Briefen: „Was sich bei uns der Einzelne dünkt, dünkt sich in Frankreich nur die Masse. Eine solche Selbstständigkeit wie sie bei uns der Bürger dem Staatszweck, das Publikum dem Autor gegenüberstellt, kennt man in Frankreich nicht. Man opfert sich dem Ganzen und macht nicht die vielen Ansprüche, die in Deutschland Jedermann sich erlaubt."

Verlassen wir bei diesem schönen Zuge der Anspruchslosigkeit die französische Bühne. Gedenken wir noch im Fluge des kleinen Theater im Palais royal, das durch seine lustigen Possen und seine populairen Komiker selbst in den trübsten Zeiten den Frohsinn der Pariser aufrecht zu erhalten verstand. Eine Unzahl dieser französischen Blüetten wandert über den Rhein und man wird bei dieser massenhaften Uebersetzung an den Wunsch eines Theaterdirektors erinnert, der von seinen Schauspielern verlangte, daß sie jedes neue französische Stück auswendig lernen und nun auf der Bühne in deutscher Sprache sofort rezitiren sollten. Das wäre eine Uebersetzungsfa-

brik, die die jetzige an Dampfkraft noch bei weitem übertreffen müßte.

Die Pariser Theater sind in der Regel Privat-Unternehmungen. Nur das klassische Théâtre français, das Odeon und die große Oper erfreuen sich schon von Alters her besonderer Subventionen. Aber dessenungeachtet gab das Odeon fortwährend seit 4 Monaten dasselbe Ponsard'sche Stück „l'honneur et l'argent“ und offenbarte dadurch die Prinzipien des Herrn von Küstner, wonach ein Hoftheater zuerst die Einnahme und dann die Kunst berücksichtigen muß. Ueberdies gewinnt durch diese ewigen Wiederholungen wohl das Handwerk des Schauspielers, aber seine schöpferische produzirende Kraft leidet bedeutend unter diesem tödtenden Einerlei. So hoch wir auch die Muse Ponsard's stellen, so ist doch gerade in diesem Stück der soziale Konflikt so wenig vermittelt, daß mir die Ehre nur mit dem Mangel an Lebenspraxis und das Geld mit einem Ueberfluß von Schlauheit verbunden scheint. Aber das Ponsard'sche Stück machte ein volles Haus und deshalb griff sein kaiserlicher Direktor jeden Abend in die goldene Leier. Die große Oper war schon im Verscheiden begriffen. Sie spannte noch vor dem Schluß der Saison ihre letzten Kräfte zu Robert dem Teufel und dem Propheten

an. Aber dieser Lebensabend strahlte noch im schönen Glanze. Obgleich durch die unzähligen Wiederholungen dieser Meyerbeerschen Werke, die das musikalische Brod der Franzosen geworden sind, Kostüme und Dekorationen so gelitten haben, daß ein Berliner Publikum sich davor entsetzen würde, so waren dennoch die Lorbeern Gueymard's und der Mad. Tedesko unverwelklich geblieben. Nicht die Last einer Saison, nicht der Kampf mit dem stärksten Orchester war hier zu bemerken. Beim Aufzug der Prophetensonne tönten diese Stimmen so rein wie die der Memnonssäule beim Aufgehen der ägyptischen. Die Meyerbeersche Muse erforderte auch stets eine größere Entfaltung der polizeilichen Kräfte. Ihre Verehrer waren so zahlreich, daß die Seitenstraßen, die zur großen Oper führen, mit stärkeren Pikets der Gensd'armerie als gewöhnlich besetzt waren, damit die Reihe glänzender Equipagen und ihre Pferde nicht aus dem Takt kämen.

Der Anblick der Polizei und Gensd'armerie zu Fuß und zu Pferde versetzt uns sogleich aus dem Theaterhimmel auf den realen Boden der kaiserlichen Regierung. Und da wollen wir denn die nüchterne Statistik zu Hülfe ziehen und die Gaben aufzählen, die das Kaiserthum aus den Staatseinnahmen den Musen opfert. Im Ganzen existiren in Paris fünf subventionirte Theater. Die

große Oper erhält jährliche Unterstützung 680,000 Frcs. Die comédie française und die komische Oper jede 240,000 Frcs.; das Odeon und die italienische Oper jede 100,000 Frcs. Man rechnet, daß in Paris täglich 20,000 Personen das Theater besuchen. Die Pariser Bevölkerung zählt 1,200,000 Seelen; es ergiebt sich daher, daß von je 1000 Seelen täglich 16 bis 17 Seelen im Theater sich erbauen. Wäre die Schaubühne eine moralische Anstalt, so müßte Paris die moralischste Stadt sein und Berlin, wo von 450,000 Menschen nur 2000 sich allabendlich im Theater amüsiren wollen, die verderbteste. Im September 1853 betrug nach einer offiziellen Bekanntmachung die Einnahme sämmtlicher Pariser Theater 958,163 Frcs., so daß, da in diesem Monat des Uebergangs vom Sommer zum Winter, der Fremdenbesuch nicht bedeutend ist, fast jeder Pariser einen Abend der darstellenden Kunst gewidmet hat. Eine solche großartige Schaulust läßt auf eine Bevölkerung schließen, die eben so reich an Phantasie ist, wie an Illusionen. Sie bemerken nicht den Lampenrauch, der sich um die reine Flamme der Kunst sammelt, und versenken sich noch mit Unbefangenheit und gespannter Theilnahme in die süßen Mysterien der Koulissenwelt. Die Franzosen, wie alle Völker romanischer

Abkunft, die sich durch Mäßigkeit und physische Nüchternheit auszeichnen, lassen sich nicht mit Brod allein den Hunger stillen. Sie verlangen auch nach Spielen, und Brod und Spiele sind wie im Alterthum noch heut zu Tage ihr tägliches Lebensbedürfniß.

X.

Die alte und die moderne Kunst.

Man sieht es Paris wie Rom an, daß es nicht in einem Tage gebaut worden ist. Der verschönernde Rost der Jahrhunderte liegt auf seinen Häusern und die Geschichte der Stadt und der Architektur ist in jeder Straße zu studiren. Auch Paris ist dem umwandelbaren Gesetze gefolgt, daß die Städte immer stromabwärts sich ausbreiten; selbst der alte französische Adel, der gegen den Strom schwimmen wollte, ist von den Wellen ergriffen worden, und es blieb ihm nichts übrig, als mit seinen Palästen dem Strom der Zeit und der Seine nachzurücken. Während, wie Mercier erzählt, vor der französischen Revolution wenigstens ein Schimmel und ein Kavalier alle fünf Minuten über den Pont-neuf gingen, sind die Kavaliere nach anderen Quartieren gewandert und nur die kräftigen Schimmel der Kärrner übrig geblieben. Die Kavaliere wichen der Industrie, die im Herzen der Stadt sich mehr und mehr

ausbreitete und flüchteten nach stilleren Gegenden in der Nähe der elyseischen Felder. Durch solche gesellschaftliche Wanderungen erhält eine Stadt ihren Charakter; man sieht, wie das innere Leben immer neue Triebe keimen läßt, die großartigsten Bauten sind überall zerstreut, die Stadt ist nicht nach dem Willen eines Regenten großgezogen worden. „Man ist in Paris überall in Paris," sagt Adolph Stahr, „während man in Berlin nur am Schlosse und unter den Linden in Berlin ist."

Alle Wandelungen und Metamorphosen der historischen Stadt hat aber das Pariser Königsschloß überlebt. Wie Talleyrand hat es sich immer den herrschenden Meinungen angeschlossen, es hat nie wie die Bastille den Zorn des Volks auf sich geladen, es war die Burg Philipp August's, die Residenz Franz I., und Carl IX. schoß von seinem Balkon auf die Hugenotten, die dem Gemetzel der Bartholomäusnacht auf der Seine entrinnen wollten. Als die Stürme der Revolution zu grollen anfingen, stand der Louvre leer und öde. Schon seit den Zeiten Ludwig XV. zogen die Könige nach den benachbarten Tuilerien, und der alte Pallast hatte seine politische Rolle ausgespielt. Napoleon, der nicht bloß das politische, sondern auch das künstlerische Europa in Paris naturalisiren wollte, nahm den unterjochten Völ-

kern noch ihren letzten Trost, ihre Kunstschätze, und erkannte mit seinem Scharfblick sogleich, daß die Räume des Louvre am würdigsten wären die artistischen Trophäen, die theuersten Kontributionen in sich aufzunehmen. Wenn auch viele Gemälde und Werke der Plastik nach dem Frieden wieder zurückerstattet worden, so sind dennoch viele ausgezeichnete Italiener auf dem Schlachtfeld erobert, und scheinen jetzt das neue Vaterland mehr zu lieben als das alte. Nachdem wir den herrlichen Apollo-Saal durchschritten, der mit den schönsten Fresken geschmückt ist, und vor dessen Fenstern sich das ganze Panorama der Seine ausbreitet, mit dem bunt bewegten Leben auf den großen geschwungenen Brücken und den zierlichen, sauberen Kais, zeigt uns sogleich der „Salon carré“ die Quintessenz der Meisterwerke aller Nationen. Raphael, Paul Veronese, Rembrandt, Murillo, alle Koryphäen blicken uns hier von den Wänden an, erfreut in der besten Gesellschaft zu leben. In diesem geweihten Tempel zog noch vor einem Jahre eine köstliche Murillo'sche Madonna ein, die ihren klösterlichen Aufenthalt mit der Gallerie des Marschall Soult vertauscht hatte und nun ihren Weg hierher fand. Um die Himmelfahrt Mariä, ein Bild, in dem das Sinnliche und das Uebersinnliche zur schönsten Harmonie sich gestaltet, hatten sich Rußland und Frank-

reich gestritten, und Frankreich trug, wie der Katalog berichtet, mit 600,000 Frcs. den Preis davon. Seit dieser Zeit findet der Marienkultus im Salon carré stets eine große Zahl von Andächtigen, aber wie man aus den Gesichtern der Anwesenden schließen kann, gilt dieser Cultus weniger dem göttlichen Weibe als dem göttlichen so gut bezahlten Meister. Die Engländer sind es hauptsächlich, die, erstaunt über die Höhe des Preises, den sie sich sofort in Pfunde übersetzen, hier den Murillo in der Ursprache studiren. Wie mögen sich Paul Veronese, Titian, Tintoretto, Bassano, deren Portraits wir auf Paul Veronese's berühmter „Hochzeit von Kanaan" erblicken, gefreut haben, als das Meisterwerk des spanischen Raphael ihr beneidenswerthes vis-à-vis wurde. Paul Veronese's Bild schmückte einst das Kloster St. Giorgio Maggiore in Venedig und kam, wie der Katalog sagt, nach Paris „à la suite des campagnes d'Italie". Außer der Tribüne in der florentiner Gallerie ist kein Raum in Europa, der mit dem Salon carré wetteifern könnte. Wir finden hier einen Kranz von Lorbeern, in dem jedes einzelne Blatt wieder den Lorbeer verdiente.

Treten wir ein in die lange Gallerie, in der die Gemälde nach den verschiedenen Schulen geordnet sind. Sie

ist so lang, daß ihre äußerste Grenze kaum mit unbewaffnetem Auge zu erkennen ist. Es ist hier nicht der Ort, die Deutschen, Franzosen, Niederländer, Spanier, Italiener, die alle hier ihren Tribut der Kunst geliefert, aufzuzählen; überdies ist es schwer, überall zuzudringen, denn eben die besten Werke sind gewöhnlich durch Staffeleien verbarrikadirt, und wenn man nicht gerade die beiden Tage der Woche gewählt hat, an denen das Kopiren gestattet ist, so kann man sogleich die Alten und die Modernen in ihrer krassesten Unterscheidung studiren. Namentlich sind es hier junge Damen, die hauptsächlich dem Studium der alten Meister sich hingeben, und das Kopiren ist eine so beliebte Beschäftigung, daß, wie mir ein befreundeter Maler sagte, für ein Bild von Gerard Dow bereits 50 Personen eingetragen waren, die es nun nach der Anciennetät kopiren konnten. Die jungen Damen, die hier die Pallette vor den Gästen der Gallerie führen, und deren Werke stets viele Beschauer vom Standpunkt der vergleichenden Anatomie finden, sie tragen wenigstens in ihrer äußeren Erscheinung den Stempel einer originellen Künstlernatur. Phantastisch frisirt und gekleidet, verstehen sie es aus ihren eigenen Köpfen Modelle für verschiedene Schulen zu machen; dabei geht ihre Begeisterung, mit der sie in die alten Meister ein-

zudringen suchen, fortwährend Hand in Hand mit einer sichtbaren Aufmerksamkeit auf die umgebende Staffage, und häufig weiden sich die Augen des Publikums mehr an dem kopirenden Original als an dem kopirten. Die Engländer hauptsächlich, die das freie Auftreten der Damenwelt in ihrem eigenen Lande verabscheuen und jedes Abweichen von den vorgeschriebenen Formen für Verrath an der Weiblichkeit halten, diese zahlreichen Gäste des Louvre, die hier die englische Sprache zur Sprache der Mehrzahl machen, sie ergehen sich hier zugleich in ethnographischen und künstlerischen Betrachtungen.

Während in Berlin die Bildergallerie des Museums an Sonntagen geschlossen ist und die arbeitenden Klassen mit dem Preis eines Arbeitstages ihren Kunstsinn bezahlen müssen, ist in Paris die lobenswerthe Einrichtung getroffen, daß diejenigen, die nur einen Tag in der Woche der Ruhe pflegen können, zugleich Gelegenheit finden, den Tag der Erholung und der Muße durch die höchsten Genüsse zu adeln. Sämmtliche Museen des Louvre, sowohl die im unteren Stockwerk, die die Werke der plastischen Kunst enthalten, wie die oberen, die der Malerei gewidmet sind, sind an Sonntagen geöffnet; das die Beschauer hindernde Kopiren ist dann nicht gestattet. Die unteren Stände, Handwerker, Arbeiter, Solda-

ten füllen die Säle und man hört häufig treffende Beobachtungen über die Schätze der Kunst, wie sie ein Verstand der Verständigen nicht besser machen kann. Die Kunst, die ihre Freistätten auch diesen Klassen öffnet, mag hierdurch populair geworden sein; überdies ist die ganze Richtung der Pariser Industrie, deren Grundlage ein künstlerisch gebildeter Geschmack ist, mit den Sphären der Kunst schon näher verwandt, als es die übrigen gewerblichen Thätigkeiten sind. Unter den Antiken stehen die Diana mit der Hirschkuh und der borghesische Fechter beim Volke von Paris in großer Gunst. Durch unzählige Abgüsse und Zeichnungen sind diese Ideale der Plastik von ihrem hohen Sockel auf die Straße herabgestiegen und erfreuen sich in allen Schichten der Gesellschaft einer ausgebreiteten Bekanntschaft. Die öffentlichen Gärten haben diese Götter und Helden als Penaten in ihre grünen Hallen aufgenommen. Der unbekleidete Grieche erregte hier nicht jene Aufwallungen der prüden Seelen, die in Kunstwerken weiter nichts sehen als Nuditäten, und wie Tartüffe nach dem Schleier sich sehnen, weil er den Reiz der Sinnlichkeit durch den Reiz des Verborgenen erhöht.

Zwar sagt Diesterweg in seinem „Pädagogischen Jahrbuche“: „daß die Verhüllung auch an Statuen

deutsch sei und undeutsch die Nacktheit und Entblößung". Mag dies auch wahr sein, was wir dahingestellt bleiben lassen, so darf dennoch unser deutsches Gefühl nicht bis zu solcher Geschmacklosigkeit herabsinken, daß wir griechische Statuen mit dem christlichen Mantel der Liebe b-bedecken wollen. —

Auch das „Musée des Souverains", zu dem man von der Bildergallerie aus gelangt, findet stets zahlreiche Verehrer. Es ist dies durch Louis Napoleon sehr bereichert, der seinem großen Onkel den größten und schönsten Saal eingeräumt hat. Das Musée des Souverains enthält die wichtigsten Stücke aus der Garderobe der französischen Könige. Alle Symbole ihrer Macht, Krone, Scepter, Thron sind hier aufgestellt, und jeder Saal ist einem Regenten gewidmet, um die Bekleidung seiner sterblichen Hülle aufzunehmen. Das reichste Toilettenzimmer hat aber seit der gegenwärtigen Regierung der große Kaiser. Da die Insignien der kaiserlichen Macht sich mit jedem Jahre mehrten, bis plötzlich ihr Träger auf der einsamen Insel noch lebend das Grab seines Ruhmes fand, so finden wir hier die reichste Auswahl aller möglichen Reliquien. Kronen aller Länder, Dekorationen aus allen Reichen der Welt und dabei das einfache Kostüm des kleinen Korporals, sein welt-

historischer Hut, seine Stiefeln, sein grüner Rock und seine ledernen Beinkleider. Wer dem Kultus des Genius sich hingeben will, oder zum andächtigen Reliquiendienst eine besondere Neigung hat, der wird hier eine Fülle von Eindrücken empfangen. Es war eine Zeit, wo Europa zitterte, wenn nur einer dieser Stiefel auf den Boden stampfte, und dieser kleine Hut bedeckte ein Gehirn, das für die Ausführung seiner Gedanken Millionen der bereitwilligsten Hände fand. Das Sprichwort „Kleider machen Leute" ist in diesem Saale nicht anwendbar. Selbst wenn der aufmerksame Bewacher dieser historischen Ueberreste die Investitur gestatten würde, und sogar der Papst seinen Segen gäbe und der große Napoleon glücklich wieder hergestellt wäre, wie er sich räuspert und wie er spuckt, so würde selbst die treueste Kopie uns auf den Gedanken bringen, daß wohl eine momentane äußerliche Nachahmung gelungen, aber die ursprüngliche Kraft um so schwächer sei. Die genaueste Kopie ist der Beweis der eigenen Schwäche.

Wenden wir uns deshalb von der Rumpelkammer der Geschichte, aus der Grabesluft uns anweht, zu dem erfrischenden Quell der Gegenwart, wenden wir uns von den todten Souverainen der Geschichte zu den le-

benden der Kunst, von denen leider nur wenige ihren Namen der Nachwelt vererben werden.

Die Ausstellung der Werke lebender Künstler ist nicht mehr wie früher in den Sälen des Louvre, wo die alten Bilder Monate lang durch die vorgestellten neuen verdrängt wurden und weiter nichts sahen als die Rückseiten ihrer Nachahmer. Man hat endlich diesen barbarischen Gebrauch, die Schätze der Gallerie unzugänglich zu machen, aufgegeben, und den Saal des menus plaisirs in der Faubourg-Poissonnière zum Ausstellungslokal bestimmt. Aber dieser kleine Saal konnte unmöglich für beinahe 2000 Aussteller ausreichen; man errichtete deshalb auf dem Hofe ein luftiges, von oben beleuchtetes, zeltartiges Gebäude, das, obgleich es nicht sehr elegant war, dennoch seinem augenblicklichen Zwecke entsprach. Und hier bewährte sich wieder die schöne Sitte, den Kunstgenuß allen Ständen zugänglich zu machen. Die Ausstellung ist deshalb ein nationales Ereigniß; wer anklopft, dem wird aufgethan, und der Mann der Blouse ist ebenso in diesen Räumen vertreten, wie die Crème der Gesellschaft. Da Niemandem der Eintritt verwehrt ist, sind die Säle stets gefüllt, und der Künstler, der oft in der officiellen Kritik eine feindliche Macht sieht, hat häufig Gelegenheit das unbefangenste und gesündeste Urtheil zu hören. Wer

es vorzieht, in den großen Räumen so bequem wie möglich seine Betrachtungen anzustellen, der kann an zwei Tagen in der Woche und jeden Morgen von 8—10 Uhr für einen Franken sich in der Mitte eines mehr ausgewählten und nicht so zahlreichen Publikums bewegen. Aber das Musée des Souverains scheint uns auch bis in den Saal des menus plaisirs zu verfolgen. Denn wohin wir in der großen Rotunde unser Auge wenden, wir sehen überall den gegenwärtigen Kaiser zu Fuß und zu Pferde, in ganzer, halber Figur und stets in der glänzendsten Uniform. Das kaiserliche Frankreich macht sich auch in der Kunstwelt bemerkbar; die Schlachten des Onkels in Europa und Afrika erscheinen auf der Leinewand, der Neffe, der noch keine kriegerischen Lorbeern erworben, erscheint im theatralischen Glanze einer noch nicht von Staub und Pulverdampf geschwärzten Uniform und neben ihm das Bild der Anmuth und Grazie, die schöne Kaiserin Eugenie im Hofkleide des ancien régime, das mit ellenlanger Schleppe wieder aus dem Grabe heraufbeschworen wurde. Aber wie sehr auch die Franzosen den Reiz der Farbe verstehen, so haben gerade diese Kaiserbilder, selbst die des so gepriesenen Dubufe nichts charakteristisches. Wir stehen vor einer schön kolorirten Leinewand, wir bewundern eine blendende Far-

benkomposition, die so blendend gelackt ist, daß jede fernere Nüancirung verschwindet. Mit Ausnahme von Lépaulle, der wenigstens die Gesichtszüge nicht so decorativ behandelt hat wie die großen Reiterstiefeln, haben diesmal die kaiserlichen Maler ihrem Original keine großen Dienste geleistet. Denn wenn überhaupt schon die Uniform für die Kunst ein höchst undankbarer Gegenstand ist, und wenn der Kopf für das Kleid entschädigen muß, so findet selbst der kaiserliche Maler nicht diese Entschädigung, da die Augen des Kaisers mit ihrem starren Blick weder in der Natur noch im Scheine der Kunst einen malerischen Reiz darbieten. Unter der Fülle von Portraits, die überhaupt auf dieser Ausstellung an allen Ecken und Thürpfosten hervortauchten, waren viele, die die leibliche Natur, aber sehr wenige, die die beseelte Natur darstellten. Die französischen Künstler sind in den Verlockungen des Angenehmen und Koketten zu sehr befangen, woran übrigens das Publikum viel Schuld hat, als daß die treueste Darstellung der Individualität ihnen genügen könnte. Ein Pole Radakowski, der das Bildniß einer alten Frau geliefert, beschämte seine französischen Kollegen. Hier war wahrhaft ideeller Kunstgehalt, die größte Meisterschaft der Technik verbunden mit der Erscheinung des Charakteristischen.

Aus dem Umstande, daß die Franzosen so gern dem Angenehmen und Wohlgefälligen das Charakteristische opfern, mag es kommen, daß sie auf dem Gebiete der Malerei Großes leisten, wo äußere Reizmittel nicht so verführerisch wirken. Indem sie den Menschen der Mode opfern, gelingt ihnen das Thier desto besser, und kein Bild zog mit Recht auf der Ausstellung in diesem Maaße die Bewunderung auf sich, wie „der Pferdemarkt von Rosa Bonheur". In dem kräftigen Gliederbau dieser alten Arbeitspferde normännischer Raçe und in den derben Burschen, die sie vorführen und antreiben, da ist noch naturwüchsige Kraft vorhanden; der Gegenstand selbst hat den eleganten geleckten Ton verscheucht, es sind keine schnaubenden, wohlgepflegten Rosse, sondern an Menschen und Pferden sind die Schwielen der Arbeit sichtbar. Man liest in jedem Thiere seine Lebensgeschichte, wie es im Schweiße seines Antlitzes sein Futter fressen mußte. Diese Ansicht wäre gewiß nicht schön und moralisch, und der barmherzige Verein gegen Thierquälerei könnte gegen diese Rohheit einschreiten, aber der humoristische Zug, daß diese alten Klepper mit Hülfe der Peitsche vor dem Verkäufer die verführerischsten, muthigsten Sprünge machen und noch einmal ihr jugendliches Feuer wieder gewinnen, das ist das versöhnende Element, das

uns ebenso den Künstler bewundern, wie aus vollem Herzen lachen macht. Es ist nun merkwürdig, daß eine Frau in Frankreich die besten Pferde und Ochsen malt und gerade die mühseligen und beladenen sich vorzugsweise auserkohren hat. Wie einer ihrer Kunstgenossen mir mittheilte, lebt Rosa Bonheur den ganzen Tag unter ihren Originalen, deren Züge sie andächtig belauscht und die sie so meisterhaft wiedergiebt. Eine Künstlerin führt ihre verweichlichten Genossen wieder an den Quell der Natur zurück und zeigt ihnen, daß es besser ist aus dieser klaren Quelle zu schöpfen, als aus dem seichten Wasser des Konventionellen, in dem der Mensch nie das wahre Spiegelbild der Kunst wiederzufinden vermag. Rosa Bonheur hat bereits alle künstlerischen Orden und Medaillen erhalten; man müßte ihr daher diesmal, obgleich sie zum schönen Geschlecht gehört, den ritterlichen Orden der Ehrenlegion zuerkennen. Ein ebenso ausgezeichneter Thiermaler ist Troyon und seine weidenden Kühe waren stets den zahlreichen Beschauern eine wahre Augenweide. Aber Troyon ist auch ein ebenso vorzüglicher Landschafter und man weiß nie was man mehr bewundern soll, die Landschaft oder die Staffage.

Was die historische Malerei betrifft, so zeigten sich

auf der Ausstellung die Licht- und Schattenseiten der gegenwärtigen Schulen und des französischen Naturells überhaupt. Da die beiden Schulen der Zeichner und Koloristen der Anhänger von Ingres und Delacroix in einem ebenso hartnäckigen Kampf begriffen sind, wie einst in der Litteratur die Klassiker und Romantiker, so waren überall die schroffen Parteien sichtbar. Es waren daher große historische Bilder, die so von den brennendsten Farben strotzten, daß der Beschauer geblendet wurde, wenn er sie längere Zeit betrachtete, wie überhaupt die französischen Künstler dem Auge weit mehr zumuthen werden, als die bescheidenen deutschen Maler, die diese kräftigen Reizmittel verschmähen. Daneben aber fanden wir wieder hier und da Bilder, wenn gleich in weit geringerer Zahl, wo die Oelfarben so dünn waren wie Wasserfarben, und das Oel so sparsam angewendet, als wären die grauen Gestalten nur für die letzte Oelung vorhanden. Der Kampf der beiden Parteien ist auf's Heftigste entbrannt und deshalb seine baldige Lösung zu erwarten. Nur durch ein Nachgeben von beiden Seiten, durch die Versöhnung der Zeichner und Koloristen ist Heil für die französische Kunst zu hoffen. Denn wir gehören nicht zu denen, die wie Theophile Gautier, der Kritiker der Presse, behaupten, daß z. B. Dela-

croix durch die Farbe dieselbe Wirkung erreicht, wie andere durch die Zeichnung (Mr. Delacroix arrive par la couleur aux mêmes effets, que d'autres par le dessin). Aus dieser einen Aeußerung eines hier sehr geachteten Aesthetikers erkennen wir, wie sehr es den Franzosen überhaupt um die Effekte zu thun ist. Sie streben nur nach dem mathematisch Richtigen, aber nicht nach dem menschlich Wahren. Daher kömmt ihre Neigung zum Krassen, Verzerrten und Uebertriebenen. Die Franzosen kennen nicht den Kampf zwischen Realismus und Idealismus, das faustische Element ist ihnen unbekannt. Dies ist der Mangel ihres Naturell. In allen realen Wissenschaften sind sie Meister, in der Kunst aber, die es nicht blos mit der nackten Wahrheit, sondern mit dem schönen Schein zu thun hat, gerathen sie dadurch häufig in die entschiedenste Prosa. Alle ihre Bilder sind leicht verständlich, aber eben deshalb lassen sie der Phantasie und der Stimmung keinen Spielraum. Es war hier ein Bild aufgestellt, das eine junge Frau darstellt, die am Fuße des Hochgerichts trauert. Dem Künstler war dies noch nicht genug, er fürchtete, daß der Beschauer das Bild nicht verstehen würde und siehe da, er malte noch zwei Beine in Stiefel gesteckt, die am Balken des Hochgerichts sichtbar waren. Das ist doch

Realismus in der höchsten Potenz und einer Karrikaturzeitung würdig! Der ideelle Kunstgehalt wird bei den Franzosen im Realismus begraben, und sie malen nur die Außenseite des Vorgangs. Ihre Historienmaler stellen weit mehr Geschichten, als Geschichte dar. Ein Bild von Hebert, der Judaskuß, das vorzüglich gemalt war, ward sehr bewundert, aber leider zog der Lichteffekt des Bildes mehr die Augen auf sich, als die ganze Komposition. Der Meister strebte danach, ein Kunstwerk und ein Kunststück zugleich zu liefern und der Christus, der von den Soldaten mit der Laterne beleuchtet wird, ließ hauptsächlich die Laterne als ein Licht des großartigen historischen Vorgangs erscheinen. Gallait in seinem „Tasso im Gefängniß" machte die Sache noch ärger. Die Kunst seines Kolorits war ihm wichtiger, als die Darstellung, das Wie mehr als das Was. Man sah weiter nichts, als einen kranken Mann im tiefen Dunkel, dessen abgezehrte Hände durch einen eindringenden Sonnenstrahl beleuchtet waren. Ist schon die Lethargie, wie der geistvolle Unger in seinem „Wesen der Malerei" sagt, für die Kunst unersprießlich und zufällig, so war diese Lethargie, von der wir uns mit Widerwillen abwenden, durch das einfallende Licht noch mehr hervorgehoben. Da lobe ich mir den Landsmann Gal-

lait's, den Belgier Willems. Seine Bilderauktion in Antwerpen ist ein höchst lebendiges Bild, in dem trotz der Menge Figuren die Einzelnheiten trefflich ausgeführt sind; die Figuren der ehrsamen Bürger erinnern fast an Rembrandt. Neugier, Kauflust, Gewinnsucht, Kunstsinn, das spiegelt sich in den Gesichtern der Versammelten, die die Gemälde prüfen und die Gebote abzuwägen scheinen. Hatte der Belgier sich Lorbeern errungen, so waren einem Deutschen noch reichere vorbehalten. Ludwig Knaus, einer der talentvollsten Künstler der Düsseldorfer Schule, hat in seinem „Morgen nach einem ländlichen Feste" den Franzosen eine große Achtung vor der Kunst jenseits des Rheins abgerungen. Man hatte zwar sein Bild in den letzten Saal placirt, wo sonst wenig ausgezeichnete Werke zu finden waren, aber Knaus Bild vermochte es auch nach diesem Saale zahlreiche Bewunderer zu ziehen. Eine Dorfschenke, das Ideal einer Kneipe, mit einem Tabacksrauch angefüllt den man zerschneiden kann, und solche Gäste, die mehr oder weniger im Stadium des Katzenjammers stehen, Lehrlinge und Meister in der Kunst der Liederlichkeit, die ebenso verstörten Gesichter wie das verstörte Mobiliar, eine Aufgabe würdig eines Teniers, hat der junge erst zwanzigjährige Künstler mit seltener Meisterschaft sowohl in

der Komposition wie Gruppirung und technischer Durchführung gelöst. Der Dorfmusikant, ein echter Vagabund, der mit Entsetzen in das leere Glas hineinschaut und mit seiner kupfrigen Nase bis in die Neige eindringen will, ist allein eine Figur, die des höchsten Preises würdig wäre. Die französische Kritik, die sonst selten die Vorzüge ausländischer Werke anerkennt, war in der Beurtheilung dieses Bildes einstimmig und voll des Lobes. Der Referent im Journal „Paris“ sagte: „Herr Knaus hat ein dramatisches ergreifendes Bild geliefert; zu jeder Stunde des Tages finden wir vor diesem Bilde eine große Menge, die lobt, lacht und bewundert. Das blonde junge Weib, das über den Mann ihrer Wahl, der auf der Ofenbank seinen Rausch ausschläft, trauert, dieses fühlende Wesen, das eine düstre Zukunft und häusliche Leiden zu ahnen scheint, dieser Kontrast zu den zu Thieren herabgesunkenen Männern giebt dem sonst so heiteren Bilde noch eine gedankenreiche Perspektive.“ Unserm französischen Kritiker war aber dieser tragische Hintergrund, obgleich der wahre Humor unter Thränen zu lachen weiß, schon zu ideal und nicht realistisch genug. Er spöttelt darüber und ruft aus: Mr. Knaus a ouvert une petite fénètre sur l'idéal, voilà ou je reconnais mon Allemagne! Und glaubt dann das

Original zu dieser melancholischen Schönen in Köln, Bonn, „ou dans quelque gorge du Siebengebirge“ leibhaftig erblickt zu haben. Als ob dieser Gegensatz nicht rein menschlich, sondern nur träumerisch deutsch wäre! Im Ganzen aber ist der Recensent so von diesem Bilde begeistert, daß er die deutschen Künstler auffordert sich mehr an den französischen „concours“ zu betheiligen. Le royaume de l'art, schließt er, est sans frontière, et la peinture a résolu depuis longtemps la question du Zollverein“. Mögen diese Worte zur That werden! Die Idealisten und Realisten müssen sich über den Rhein hin die Hand reichen. Was die Franzosen namentlich im Genre, in der Darstellung der niederen Realität leisten können, das zeigten die Säle der Ausstellung. Von Meissonnier's mikroskopischen Reitern bis zu Lepoittevin's Marodeur im größten Umriß: die Koryphäen der französischen Malerei wie Delaroche, Vernet hatten sich am Salon von 1853 nicht betheiligt. 1700 Bilder waren im Ganzen ausgestellt, und 2000 von der Jury zurückgewiesen worden. Und doch konnte man sich nicht über die Strenge der Jury beklagen! Mögen daher diese französischen Künstler dieses jüngste Gericht nicht vergessen; sie haben umgekehrt, wie die Deutschen, zu oft den Geist der bestech-

lichen Technik geopfert. Die französische Kunst muß deutscher und die deutsche Kunst sinnlicher werden, die Bravour der Technik muß mit der Schönheit der Seele, der äußere Reiz mit dem inneren verschmolzen werden. Denn die wahre Schönheit, mit der es die Kunst zu thun hat, ist die verklärte Natur; es ist der Geist in der Form, und man muß es nicht müde werden die Worte des Dichters den Künstlern zuzurufen:

Der freisten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne!
Um and're Kronen buhlet nicht!

XI.

Pädagogische Excursionen. — Die tanzenden Tische.

Es war keine geringe Ueberraschung für die guten Bürger von Paris, als sie plötzlich in der Nacht vom 23. zum 24. Februar 1848 aus langjährigen Monarchisten neugeborene Republikaner geworden waren. Die Geburtswehen waren so leicht, daß in der entscheidenden Stunde kaum mehr scharfe Schüsse fielen, als bei der Geburt eines Thronerben blinde. Es war anfangs nur eine leichte Flocke, aber die Flocke war in kurzer Zeit zur Lavine geworden. Der arme Louis Philipp, der fernliegende Ereignisse so gut zu berechnen glaubte, wie die Vereinigung der spanischen und französischen Krone, er hatte diesmal wie ein deutscher Philosoph dem Nächstliegenden seine Augen verschlossen und den Wald vor Bäumen nicht gesehen. Er trug, wie Chateaubriand sagte, eine Krone, die um einen Pflasterstein gewunden war, eine Krone, die zu leicht, wenn sie sich von ih=

rem Gewichte trennt, zu schwer, wenn sie daran befestigt bleibt. In dem Augenblick, wo er von den Tuilerien Abschied nahm und die verhängnißvolle Droschke bestieg, fuhr auch die Monarchie zum Thore hinaus, und wenn Karl X. entthront wurde, weil er die Karte verletzt hatte, so hatte sein Nachfolger dasselbe Schicksal, weil er sie gehalten und die Majorität der Kammer immer in der Tasche hatte, mit der diese in einer nur zu intimen Verbindung stand. Manchem guten Bürger fiel deshalb so plötzlich die Binde von den Augen, und als er am nächsten Morgen seine Toilette beendet und in das nachbarliche Caféhaus ging, um die Zeitungen zu lesen, da staunte er über sein eigenes nächtliches Avancement, indem er plötzlich aus einem friedlichen „bourgeois" ein republikanischer „citoyen" geworden. Die Erinnerungen an das Königthum, soweit sie nicht in die Herzen, sondern nur auf die Aushängeschilder geschrieben waren, verschwanden mit großer Schnelligkeit, und unser neuer citoyen sah seine Familie so bereichert, daß jeder, der ihm begegnete, sich als seinen Bruder dokumentirte und ihm die neue Devise der Republik „liberté, égalité, fraternité", unbarmherzig in die Ohren schrie. Lamartine, der damals an der Spitze der provisorischen Regierung stand, erklärte sofort in dem schwärmerischen

Dekret über die Abschaffung der Todesstrafe, daß fortan die Seelengröße die höchste Politik ist und daß jede von dem französischen Volk bewerkstelligte Revolution der Welt die Weihe einer neuen Wahrheit schuldig ist. Lamartine kam aber bald zu der Ueberzeugung, daß sich mit bloßer passiver Seelengröße nicht lange regieren ließe. Cavaignac wandte schon andere Mittel an, um seine Gegner zum Schweigen zu bringen, und als endlich nach zwei Jahren die aus Urwahlen hervorgegangene Nationalversammlung an ihrem Ursprung rüttelte, und dem Präsidenten den späteren Staatsstreich so erleichterte, da war die Republik schon so in Mißkredit gerathen, daß man sie nicht mehr auf offener Straße berufen durfte. Wir sahen es damals selbst, mit welcher Gefahr der gouvernementale Ruf „vive la république“ verbunden war. Ein unpolitischer Blousenmann schrie einst, als Louis Napoleon im Kabriolet durch die Straßen fuhr, dies verhängnißvolle Wort aus voller Kehle. Sogleich packte ihn der starke Arm eines Pariser Konstablers, der in's Französische übersetzt sergeant de ville oder garde républicain sich titulirt. Nachdem zuerst alle kräftigen Mittel angewandt waren, um die Begeisterung des Republikaners zu ersticken, ward dann der Unglückliche nach der pensylvanischen und nach der homöopathischen Me-

thode behandelt: nach der pensylvanischen, indem man ihn in eine einsame Zelle einsperrt; nach der homöopathischen: indem beim Eintritt in den Kerker sein Auge wieder auf die hochtönenden Worte fällt, um deren Willen er leiden muß. Denn auch auf den Gefängnissen, in denen die Märtyrer der Freiheit schmachten, stand damals die so ironisch klingende Formel: „République française. Liberté. Fraternité. Égalité.“ Börne sagt einmal: „Man wird in Frankreich mit mehr Höflichkeit in's Gefängniß geworfen, als in Deutschland zum Hofrath gemacht.“

Es war noch ein guter Einfall der Weltgeschichte, die Republik am 24. Februar in dem großen Cyklus ihrer Dramen erscheinen zu lassen; wäre sie am 29. Februar geboren worden, so wäre ihre Jahresfeier später erschienen als ihr Todtenfest. Sie wäre mit dem Schaltjahr eingeschaltet worden, als hätte sie nie existirt, denn schon im Jahre 1850 hielt Herr Guizot die Cypressenkränze in Bereitschaft, die er der vielgeliebten Todten mit großem Vergnügen auf's Grab gelegt hätte. Herr Guizot, obgleich er durch seinen Starrsinn und seine schweizerische Zähigkeit die Februar-Revolution verschuldet, war schon wieder Direktor der Akademie geworden und hatte sich von seinem jähen Sturz sehr schnell erholt.

Obgleich das harmlose Volk, das nicht so schnell vergessen kann, zur Kurzweil in den Champs élysées nach Puppenköpfen schoß, die mit Herrn Guizot eine sprechende Aehnlichkeit hatten, so war doch der Staatsmann, je mehr er in effigie verwundet war, in der Wirklichkeit desto höher gestiegen. Von einem degradirten Minister und einfachen citoyen hatte er sich wieder in kurzer Zeit zu einem Direktor der Akademie emporgeschwungen und er forschte in seiner neuesten Schrift nach einem Monk, der auf der Spitze des Schwertes ihn wieder zum Minister erheben möchte. Wir sahen Herrn Guizot bei der öffentlichen Preisvertheilung in der Sorbonne unter den in rothen Talaren gekleideten Professoren seinen Platz einnehmen. Während die Professoren nur bei feierlichen Gelegenheiten ihr Staatskleid anlegen, müssen die Kadetten der Intelligenz, die Schüler der Gymnasien, sobald sie in der Schule, im Dienste der Wissenschaft sind, fortwährend in Uniform erscheinen. Sie tragen Alle, selbst in den Privatanstalten eng anschließende Röcke mit Stehkragen, die mit einer rothen Borte verziert sind, und haben häufig noch auf den Achselklappen die Initialen des Direktors. Diese égalité der Gymnasiasten, die seit der Zeit Napoleons I. sehr in Aufnahme gekommen, ist die verkehrteste Sitte, die sich denken läßt. Anstatt daß

der Lehrer die Individualität entwickeln sollte, die sich in Haltung, Bewegung und Kleidung ausspricht, wird schon dem zartesten Alter die Staatsdressur oktroyirt; anstatt daß der gutgekleidete Sohn des Reichen es lernen muß, den Armen als seines Gleichen zu betrachten, werden jetzt die gesellschaftlichen Unterschiede verwischt und treten dann, wenn der Schulzwang abgethan ist, in um so größerer Schroffheit wieder hervor. Diese Art von égalité, die von oben herab kommandirt wird, und ganz zu der französischen Centralisation paßt, die den Menschen nur als Sklaven des Staates betrachtet, hat mit der russischen sehr viel Aehnlichkeit, weshalb auch in Rußland die Schüler und Studenten den vom Kaiser vorgeschriebenen Rock tragen müssen.

Bei der öffentlichen Preisvertheilung in der Sorbonne, die alljährlich im August stattfindet, und wobei alle Schulen von Paris und Versailles konkurriren, auch die Privatanstalten mit einbegriffen, konnte man leicht durch die Masse der Uniformen auf den Gedanken kommen, als sei hier ein militairisches Schauspiel. Deputationen aus allen Schulen werden hierhergesendet; man sieht reichere und einfachere Uniformen, und häufig tragen die jungen Gelehrten auf den Achselklappen noch besondere Verzierungen. Die Professoren saßen gravitätisch da in faltenreichen rothen Ta=

laren. Aus ihren halbkreisförmigen Sitzen ragte die Tribüne empor, auf die der Kultusminister sich niedergelassen. Er war allein im schwarzen Frack erschienen, ein Rabe unter den rothgefiederten Vögeln. Nach einer Rede, in der er natürlich den Ruhm Frankreichs und den Ruhm der Wissenschaften identificirte, lag ihm die schwere Pflicht ob, den gekrönten Schülern seine Huldigung darzubringen. Es geschah dies auf folgende Art: Einer der Lehrer nannte mit lauter Stimme zuerst das bestimmte Fach des Wissens und fügte dann den Namen des Siegers hinzu z. B. Histoire. N. N. a gagné le premier prix. In diesem feierlichen Augenblick, wo die größte Stille herrschte und man fast den Athem der französischen Jugend hören konnte, naht sich der Sieger der erhöhten Tribüne. Der Minister der Volks-Aufklärung umarmt darauf den Schüler im Namen Frankreichs und giebt ihm im Namen Frankreichs einen Kuß auf die jugendliche Wange. Nach dieser Ceremonie nimmt der Minister einen Lorbeerkranz, aus der großen Masse von Kränzen, die zu seinen Füßen liegen und krönt damit die Stirn des hoffnungsvollen Denkers. Diese geistige Huldigung ist das Zeichen für das Musikkorps der Nationalgarde, das in der Ecke des Saales aufgestellt ist. Die Musikanten lassen eine schmetternde Fanfare erschallen,

es wird Tusch geblasen, die Gymnasiasten vom Größten bis zum Kleinsten klatschen in die Hände, und dem Gekrönten wird der Preis seiner Mühen, sehr glänzend eingebundene Bücher, feierlich eingehändigt. Diese Scene wiederholt sich vielleicht funfzigmal, nur mit dem Unterschied, daß blos der erste Preis das Vorrecht der Musikbegleitung genießt, wogegen der zweite und dritte ohne Trompetenkonzert der Welt verkündet wird. Am nächsten Tage publiciren die Journale die Namen derer, denen die ehrwürdige Sorbonne den Lorbeerkranz verliehen. Das Theater „Comte“ in der Passage Choiseul, mit diesen Ehren der aufkeimenden Talente noch nicht zufrieden, wollte der Welt noch offenbaren, daß die dramatische Kunst der Wissenschaft dienstbar sein muß und den Ruhm des Genies verherrlichen. Alle Gekrönten sollten am nächsten Abend freien Zutritt haben in die Hallen der Kunst. Was gab aber die Theaterdirektion zu Ehren der laureati. Die kindliche Zauberposse: „Arlequins Geburt in einem Ei.“ Gymnasiasten, Ammen und Säuglinge zierten an diesem Abend die Ränge des Theaters.

Hatte Herr Guizot sich in der Sorbonne den Parisern und der Zukunft Frankreichs präsentirt, damit das Publikum sich wieder an seinen Anblick gewöhne, so erschien er am nächsten Tage in dem „Lycée Bonaparte“,

zu dessen Schülern auch sein Sohn gehört. Der junge Guizot hatte in diesem Institut, das, wie alle Gymnasien, eine spezielle Preiskonkurrenz ausschreibt, an der aber nur die Schüler der Anstalt Theil nehmen dürfen, zwei Preise gewonnen. Neben dem Direktor der Anstalt saß hier Mr. Guizot père im schwarzen Frack, der von oben bis unten zugeknöpft war und seine hagere Gestalt in den schärfsten Umrissen erscheinen ließ. Seit dem 24. Februar, wo alle seine politischen Combinationen den Todesstoß bekamen, soll Herr Guizot sehr gealtert sein. Der ehemalige Minister und Chef der Doktrinaire hat sehr harte unbewegliche Züge, die saure Arbeit des Gedankens, die kasuistische Prinzipienreiterei und der brennende Ehrgeiz hat tiefe Furchen in sein Antlitz gegraben. Mit einer wahrhaft stoischen Ruhe, die an einen Kato oder Brutus erinnerte, krönte der Vorkämpfer des schweizer Sonderbundes, ohne nur im mindesten die Vaterfreude zu offenbaren, seinen bleichen Sohn, nachdem der Direktor der Anstalt, der wahrscheinlich diese Familienscene wünschte, dem Vater die Ruhmeskränze des Sohnes eingehändigt. Herr Guizot, den als Säule der französischen Monarchie und Stütze der Reaktion fast alle Höfe mit Orden geschmückt hatten, und der als Protestant trotz der kalvinistischen Prädestinationslehre selbst mit dem spanischen Orden zur Ausrottung

der protestantischen Ketzer beehrt worden war, trug nur das bescheidene rothe Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch, denn das rothe Bändchen kann kein Franzose opfern. Er muß noch in irgend einer Beziehung zur Regierung stehen, und wenn ihn die Regierung bei Seite setzt, muß er wenigstens sein Bewußtsein im Knopfloch tragen.

Um eine sichtbare Anerkennung ist es immer den Franzosen zu thun, und der Preis der Eitelkeit überwiegt bedeutend den der égalité. Durch die öffentlichen Preisvertheilungen, die mit theatralischer Scenerie vor sich gehen, wird schon in das jugendliche Herz der Keim der Eitelkeit gepflanzt; in dem Sprachzimmer der Schulen findet man die Namen der Gekrönten auf einem mit Lorbeern gezierten Blatt. Aber noch mehr, man geht von dem Grundsatz aus, daß nur das Institut gut ist, das viele von der Sorbonne gekrönte Häupter in seiner Mitte aufzuweisen hat. Die Spekulation der Schulvorsteher bemüht sich daher, talentvolle Schüler in ganz Frankreich aufzutreiben, die nun von ihnen in die Anstalt gratis aufgenommen und zum öffentlichen Wettkampf der Gymnasien dressirt werden. Der Unternehmer empfiehlt dann seine Anstalt einem verehrungswürdigen Publikum als durch so und so viel Lorbeern und Preismedaillen bonvotirt. Diese Sucht der Lehrer, durch die Schüler zu glänzen, hat noch

den Uebelstand, daß auf einzelne gute Köpfe die größte Sorgfalt verwendet wird, eine menschliche „specialité“ wie eine Treibhauspflanze groß gezogen und die übrigen vernachlässigt werden. Der Zweck der Schule, der Jugend eine allgemeine Bildung zu geben und den Knaben nicht für ein bestimmtes Fach abzurichten, wird daher schon von vornherein verfehlt und es mag daher kommen, daß die große Masse der Franzosen in manchen Fächern des Wissens so sehr zurück ist, indem es den Lehrer nicht darauf ankommt, daß Alle etwas lernen, sondern nur, daß Einige viel lernen.

Selbst die ernste Wissenschaft kann der Lust nicht widerstehen, im laut gezollten Beifall einen kitzelnden Sporn zu finden und durch den pointirten Vortrag zum Beifallklatschen anzufeuern. Wer einmal einer Vorlesung in der Universität beigewohnt hat, der kann hier das Kokettiren der Professoren wahrnehmen, eine Eigenschaft, die diese Klasse der Gesellschaft wenigstens in Deutschland nicht zu besitzen pflegt. Zwar laden die anwesenden Damen, die dem Professor zunächst sitzen, nicht dazu ein ebenso auf die Herzen als auf die Köpfe zu wirken, aber es bildet sich dadurch zugleich ein Vortrag, der zwar sehr klar ist, aber auch sehr oberflächlich und weit mehr in den Salon als auf den Lehrstuhl

paßt. Wir wollten eine wissenschaftliche Autorität, Herrn Michel Chevalier hören, der im Collège de France Nationalökonomie liest. Es giebt in Frankreich nämlich nur einen Lehrstuhl der politischen Oekonomie, der dem Publikum zugänglich ist, und zwar ist es der im Collège de France. Weder die juristischen Fakultäten noch die Rechtsschule von Paris, noch weniger die philosophisch-philologischen, die Facultés des lettres haben diese Wissenschaft in ihren Kreis gezogen. Herr Michel Chevalier hat sehr oft in seinen Schriften über diese Vernachlässigung geseufzt und noch neuerdings bei der Kritik eines Dictionnaire de l'économie politique. Wir glaubten deshalb gewiß, ihn auf dem Katheder zu finden, aber leider läßt sich Mr. Chevalier schon seit Jahren durch einen Remplacant, einen jungen Dozenten, Mr. Baudrillart, vertreten, der nun allein in Frankreich die Staatswirthschaft dem Volke durch mündliche Ueberlieferung mittheilt. Das Auditorium ist amphitheatralisch gebaut, zunächst dem Dozenten sitzen die Damen und dann folgen die Herren. Damen von einem gewissen Alter, die schon über die Freuden der Jugend hinaus sind, pflegen nur diese öffentlichen Vorträge zu besuchen; wir zählten acht staatswirthschaftliche Frauen. Die Männer waren theils Studenten, theils

aber auch ältere Leute mit der Physiognomie der kleinen Rentiers oder der politischen Kannegießer. Herr Baudrillart wollte nun dieser gemischten Gesellschaft auseinander setzen, daß das Geld eine Waare ist wie jede andere, und entwickelte dies nicht etwa logisch, sondern durch eine Fülle von Beispielen, die wohl die Richtigkeit eines einzelnen Falls, aber nicht die Wahrheit des ganzen Satzes beweisen konnten, wozu eine gründlichere Argumentation nöthig gewesen wäre. Dabei wurde sehr häufig Beifall geklatscht, so daß der Zuhörer einzelne Worte verlor, Gehende und Kommende ließen die Thür knarren, es war wieder ein öffentliches Schauspiel.

Ein Kollege des Herrn Baudrillart und auch Professor am Collège de France ist Herr Philarète Chasles, dessen Name auch über den Rhein gedrungen ist. Herr Chasles liest über englische Litteratur und hatte gerade den Thomas Moore vor, als wir so glücklich waren, seinen Expektorationen zu lauschen. Das schöne Geschlecht war hier schon stärker vertreten, es mochten wohl zwanzig weibliche Anglomanen anwesend sein. Das männliche Auditorium bestand größtentheils aus Studenten, die es sehr zu lieben schienen, sich eine Stunde von dem Professor etwas vorplaudern zu lassen. Der Dozent selbst ist eine elegante

Erscheinung, seine Toilette ist nach der neuesten Mode zugestutzt, und der dunkle Bart und Haar werden fortwährend von dem Professor, der stets mit der Hand über die Stirn fährt, eigenhändig gekräuselt. Ehe der Vortragende aber zu seinem eigentlichen Thema gelangte, schickte er eine Menge von Anekdoten voraus, deren Pointe immer darin bestand, wie schwierig den Engländern die Aussprache des schönsten Idioms des französischen sei, und was für komische Verwechselungen dadurch namentlich in Gasthöfen vorgegangen seien. Diese Abschweifungen dauerten so lange, daß der Dichter Thomas Moore sehr zu kurz dabei kam. Nach einer Aufzählung seiner berühmten Poesie sagte der dozirende Kritiker wörtlich: „Thomas Moore a eu deux ou trois charmantes inspirationes". Dieses „deux ou trois" in einer literarischen Vorlesung und bei einem Dichter wie Thomas Moore war so bezeichnend für diese französische Oberflächlichkeit, daß es uns nicht aus dem Gedächtniß kam. Die fröhliche Stimmung, in der die gesammte Zuhörerschaft sich befand, die jeden Witz so laut wie möglich beklatschte, hätte übrigens keine längere kritische Auseinandersetzung vertragen. Zum Schluß machte der Professor noch einige Ausfälle gegen die Pfaffen und Finsterlinge, die ihn fortwährend wegen seines Freimuths

verfolgen. Jetzt sprach er nur von seiner Person und schilderte die Waffen seiner Feinde, die kein Mittel scheuen um zum Zwecke zu gelangen. Da gerade die orientalische Frage in der ersten Blüthe stand, so sagte er, die Jesuiten werden selbst diese Frage benutzen, um ihn zu stürzen. Sie brüten schon über neue Pläne, um den gefährlichen Mann aus dem Sattel zu heben, und sie sagen gewiß wie der Vortragende meinte: profitons de la question turcque et Mr. Chasles perdra sa chaire. Das Auditorium war ganz entzückt über diesen Witz. Noch eine Beifallssalve erfolgte, und die Zuhörer beiderlei Geschlechts und der Lehrer gingen seelenvergnügt nach Hause.

Es kann uns hier nicht in den Sinn kommen, die anerkannten literatur-historischen Verdienste des Herrn Chasles in Zweifel zu ziehen. Namentlich ist ihm Deutschland vielen Dank schuldig, da er bei den Franzosen einer der besten Vermittler der deutschen Litteratur ist. Wir haben es hier nicht mit dem Gelehrten, sondern nur mit dem öffentlichen Lehrer zu thun. Und da zeigt sich dann leider wieder, daß die gelehrte Eitelkeit dieser Herren der strikte Gegensatz zu dem gelehrten Hochmuth der deutschen Denker ist, daß aber dieses schauspielernde kokette Wesen der Würde des Katheders noch weniger

entspricht, als die Pedanterie, die wenigstens den Ernst der Wissenschaft nicht beeinträchtigt. Es ist zwar sehr zu wünschen, daß die Wissenschaft in einem gefälligen Gewande sich zeige und so viel wie möglich in's Volk dringe, aber ein anekdotenhafter mit Späßen untermischter Vortrag ist hierfür nicht ausreichend. Wer die Würde und die Anmuth vereinigen will, der muß sie als gleichberechtigte Faktoren betrachten, und nicht die eine der anderen opfern.

Wie die Universität, so huldigt auch die Akademie der Wissenschaften, die jeden Montag um 3 Uhr ihre Sitzungen hält, einer unbedingten Oeffentlichkeit. Man hat hier Gelegenheit die wissenschaftlichen Notabilitäten Frankreichs zu sehen und der wöchentliche Kongreß der Berühmtheiten erfreut sich stets einer Menge schau- oder hörlustiger Fremder. Wir sahen hier noch den alten Arago, der als Sekretair der Akademie seinen Platz neben dem Präsidenten einnahm. Ein schwarzes Käppchen, das er auf dem Kopfe trug und das mit den weißen Haaren kontrastirte, gab seiner ganzen Erscheinung einen ehrwürdigen Charakter. Der Glanz seiner Augen war durch Alter und unaufhörliches Studiren und Beobachten geschwächt, die kühn hervortretende Stirn und die sich senkende Nase offenbarte aber noch den tiefen Denker,

dem es an Konsequenz im Forschen und im Handeln nie gefehlt. Es war dies vielleicht eine der letzten Sitzungen, die Arago besuchte, denn kurze Zeit darauf erfüllte sein Tod Frankreich mit Trauer, das in ihm einen Helden der Wissenschaft und einen der wenigen aufrichtigen Politiker verehrte. Die Art der wissenschaftlichen Vorträge, wie sie im Saale der Akademie gehalten werden, läßt sich natürlich nicht mit denen des Collège de France vergleichen. Jene anekdotenhafte, aphoristische Behandlung erlaubt die gründliche Wissenschaft nicht, aber dennoch, und das ist sehr anzuerkennen, verstehen es die Akademiker, selbst den langweiligsten Untersuchungen durch eine beredte lebendige Darstellung einen angenehmen Reiz zu verleihen. Der gelehrte Bücherstaub, der in Deutschlands Akademien der Wissenschaft jedem Besucher auf die Brust fällt, wird hier gelöscht durch den ewig sprudelnden Quell von Witz, Laune und schwunghaftem Pathos, deren stützende Allianz selbst der gelehrteste Franzose nicht verschmäht. Auch ist die Pariser Akademie nicht so stolz wie die Berliner, um Erscheinungen des Tages, die eine wissenschaftliche Maske annehmen, vornehm zu belächeln; sie will nicht bloß mit der Fackel der Wissenschaft ebenbürtige korrespondirende Körperschaften beleuchten, sondern sie tritt mit dem ganzen Volke in Korrespondenz

und zerstört den Irrthum, wo sie ihn findet. Die tanzenden Tische, die aus Amerika über Deutschland nach Frankreich gewandert sind, hatten damals ganz Paris und die Departements in Bewegung gesetzt. Es wäre ein Leichtes gewesen, diesen Aberglauben, der so viele Gemüther ergriffen hatte, vornehm zu belächeln. Die Akademie glaubte aber, daß es ihre Pflicht sei, den Schleier des Trugs zu enthüllen, und in mehreren Sitzungen war die seltsame Erscheinung Gegenstand ihrer Debatten. Endlich gingen Frankreich und England auch hierin als wissenschaftliche Verbündete miteinander, indem sich die Akademie dem Schreiben des berühmten englischen Physikers Faraday anschloß, der aus unwillkürlichen Muskelbewegungen, die die Hand willenlos das vollbringen lassen, wovon der Kopf erfüllt ist, den geisterhaften Tanz herleitete. Wovon das Herz voll ist, geht nicht bloß der Mund über, sondern auch das Auge, die Sinne und die exekutive Macht der Muskel. Nachdem eine so berühmte Autorität wie Faraday diese Erklärung abgegeben, nahm die Akademie den Gegenstand nicht mehr auf.

Und es war die höchste Zeit, daß endlich eine wenigstens für eine große Majorität, entscheidende Stimme sich hören ließ. Die tanzenden Tische hatten alle Zeitungen absorbirt, man erforschte und befragte in jeder

Gesellschaft das hölzerne Orakel. Und in Paris findet der Aberglaube die fruchtbarste Stätte, in jeder Zeitung findet man Anzeigen: Mad. N. Somnambule donne des consultations und Aehnliches. Zu jeder Stunde des Tages fallen hier die Somnambülen in ihren gewinnreichen Schlaf, und es ist eines der einträglichsten Gewerbe, sein Geld im Schlafe zu verdienen. Kein Wunder daher, daß die tanzenden Tische, die die Phantasie der anglo-germanischen Stämme so aufgeregt hatte, an den Ufern der Seine, wo eine Lenormand so lange ihre Herrschaft ausgeübt, noch weit tollere Sprünge machten. Die Pariser hörten so viel von den Wundern des Magnetismus und des elektrischen Fluidums; die transatlantischen Republikaner erließen ellenlange Sendschreiben: Alles das schwirrte in ihrem Gehirn, und traten sie auf die Straße, so schrien ihnen die Ausrufer die neuesten Erscheinungen des Geistes „les tables mouvantes“ entgegen. Es ging ihnen wie ein Mühlrad im Kopfe herum und würden sie etwas mehr Logik verstehen, so hätten sie einsehen müssen, daß nach einem richtigen logischen Gesetz nun auch der Tisch wie ein Mühlrad sich bewegen muß. Ein weit größeres Wunder war es, daß im 19ten Jahrhundert überhaupt solche Ansprüche an leblose Dinge gemacht wurden, den Schleier der Zu-

kunft zu enthüllen. Wer einmal so thöricht ist, die Forderung zu stellen, für den kann die Frucht kein Wunder sein. Der arme Tisch, der bisher gewohnt war, doch zu irgend einem Zweck der menschlichen Gesellschaft zu dienen, der Jedem geduldig seinen Rücken darbot, wird plötzlich aus seiner Sphäre gerissen, um auf den leichten Schwingen des elektrischen Fluidums sich in höhere Sphären zu erheben. Wer den Esel will tanzen lehren, ist darum nicht klüger als der Esel. Der Beruf des Ochsen ist Rindfleisch, der Beruf des Esels wie des Tisches ist Lasten zu tragen. Der Tisch, der bisher mit einer Decke geschmückt war, auf dem die köstlichsten Gefäße prangten, dessen Fuß auf weichem Teppich ruhte, er wird plötzlich von Personen verschiedenen Geschlechts alles Zierraths entkleidet und in seiner Nacktheit hingestellt. Ein Kreis von Pagoden, die in die leere Oede starren, sitzt mit ausgespreizten Fingern um ihn herum. Aus zwei Ursachen kann nun der Tisch zu laufen anfangen. Entweder er empfindet jenen horror vacui: jenen Abscheu vor der Leere, da nichts auf ihm zu finden ist und zieht wie ein Wandervogel in bessere Regionen, oder er schämt sich seines ungewohnten paradiesischen Zustandes, und die Schaam, die Hegel als „Zorn über die Natürlichkeit" definirt, treibt ihn zornig von dannen. In

beiden Fällen ist der Mahagony-Tisch polirter, als die, die um ihn herumsitzen.

Die Akademie der Wissenschaften wird diesem Beweis den Vorwurf machen, daß er kein physikalischer, sondern ein psychologischer ist. Aber ist denn der Tisch ein so hölzernes Wesen, daß er durch keine geistige Fäden mit uns verknüpft ist? Wenn das Fleisch, das auf ihm steht, hoffentlich nicht Fleisch von unserm Fleisch ist, so ist doch sein Bein Bein von unserm Bein. Wie im Kunstwerk die Seele des Künstlers, so offenbart sich im Tisch die Seele des Tischlers. Jetzt, wo das Handwerk das Schöne mit dem Nützlichen zu vereinigen strebt und dem alltäglichen Zweck, dem es dient, den Adel der Schönheit verleihen will, ist in jedem Werk der Industrie der Bildungsgrad seines Schöpfers sichtbar. Mühsam hat der Arbeiter dem Holz des Mahagony-Baums nach unzähligen Metamorphosen eine solche Form gegeben, wie sie den Anforderungen der Gesellschaft oder der Mode gemäß ist; in jedem Ornament, in jeder Fuge spricht sich, wie in der musikalischen, der Geist des Verfertigers aus. Das Kind seiner Mühen, durchwachter Nächte hat er für kärglichen Lohn dahingegeben; aber Werk und Meister, sind sie auch räumlich getrennt, geistig sind sie es nicht. Schon hat der Mahagony-Tisch seine Farbe ge-

wechselt, er ist immer dunkler geworden, sein Lebenssaft ist ausgetrocknet, die Zeit hat ihm Wunden geschlagen und von Runzeln ist sein Antlitz durchfurcht. Da verlangt man von ihm, der bisher so treu seine Pflichten erfüllt hat und Alles getragen, was man ihm auferlegt, plötzlich in Folge eines Zeitungs-Artikels equilibristische, närrische Künste. Thörichte Forderungen! Disteln vom Weinstock! Im lauten Gepolter ertönt der Nothschrei der Kreatur; der Tisch entfernt sich aus dem Kreise der sogenannten Gebildeten, es zieht ihn mit magischen Banden nach seinem Schöpfer hin, er will wieder nach der Werkstatt, wo der gesunde Sinn des Volkes herrscht, wo man seinen Werth erkennt, er sehnt sich nach den Armen seines Vaters. Unter furchtbarem Krachen schreitet der Tisch zur Selbsthülfe und erst nachdem er gewaltsam die Kette durchbrochen und die Gesellschaft gesprengt — da erst beruhigt er sich.

Nun, seht Ihr's noch nicht ein? Das Geheimniß des leeren Tisches ist das Geheimniß der sozialen Frage. In mancher Violine klagt der Geist des Thieres, das seine Gedärme zur Verfertigung der Darmsaiten hergab, im gefällten Baum klagt die Dryade, im leeren Tisch der Geist des Tischlers, der Geist des Arbeiters. Louis Napoleon rettete erst die Gesellschaft und wollte dann

die Tische der Arbeiter füllen. Diese Theilung der Arbeit ist eine höchst mißliche, da die gerettete alte Gesellschaft im Proletariat ein Glied ihrer Existenz besitzt. Diese tragische Katastrophe, die selbst Steine rühren kann, rührte die Tische. Sie bewegen sich, sie richten sich gen Himmel, auf daß sich Gott über die leeren Tische und ihre armen Verfertiger erbarme!

XII.

Ein Sonntag in Paris.

Sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten ruhen. Dieses Gebot wird in der großen Welt so wenig befolgt wie in der kleinen, die wir Paris nennen. Die Pariser sind das perpetuum mobile unter den Menschen und in der Weltgeschichte, eine andächtige Stille ist ihnen in der Seele verhaßt; und sie arbeiten entweder am Sonntag und öffnen ihre Läden und Werkstätten oder sie stürzen sich in das große Meer der Volksbelustigungen, deren Wellen gerade am Tage der Ruhe so lustig wie möglich tanzen. Vor den Thoren, oder wie sie hier heißen, Barrieren, überall lustwandelnde heitere Gruppen, in jedem öffentlichen Garten rauschende Tanzmusik, im Boulogner Gehölz ganze Familien, die sich im Schatten der Bäume lagern und mit der summenden Familie der Insekten die genaueste Bekanntschaft machen. Und überall so zärtliche Pärchen. Am Arm des Arbeiters

oder Studenten die muntere Grisette, die mit ihren schwarzen Augen am Sonntag so froh in die Welt hinausblickt, nachdem an den Wochentagen dieselben Augen vom Morgen bis zum Abend den einförmigen Stichen der Nadel folgten. Der Sonntag muß entschädigen für die Qualen und Mühen der Woche, der Gedanke an den Sonntag ist der Trost und die Hoffnung bei der Arbeit, und der Sparpfennig von sechs Tagen wird dem siebenten zum Opfer gebracht.

Aber die Wahl ist schwer, die Verlockungen sind so zahlreich, der Tag ist heiter und sonnenhell und die Eisenbahnen führen dich wohin du willst. Und überall sind Festlichkeiten, es springen die Wasser in St. Cloud und sogar in Versailles „les grandes eaux“, es ist ein ländliches Fest in St. Germain, es ist Kirmes in Meudon. Die Omnibus, die nach den betreffenden Eisenbahnen führen, sind mit Zetteln beklebt, auf denen mit großen Buchstaben und mit lakonischer Kürze der Brennpunkt der Vergnügungen schwarz auf weiß sich erhebt. Und Paris hat das für eine große Stadt so seltene Glück, eine schöne Umgebung zu besitzen. Tief gelegen und von Hügeln umkränzt, die an den Ufern der Seine sich erheben und zu Weinbergen umgeschaffen sind, finden sich überall die schönsten Ruheplätze mit freundlichen

Aussichten; um die alten Lustschlösser der Könige dehnen sich schattige Parks aus, die an einem heißen Tage den Bewohner der großen Stadt, der der dunstigen Atmosphäre entronnen ist, so sehr erquicken; freundliche, den grünen Hintergrund hebende Häuser und zierliche Villen geben der Landschaft einen anmuthigen und heiteren Charakter. Aber St. Cloud scheint bei den fröhlichen Sonntagskindern am meisten in Gunst zu stehen. Eisenbahnen und Omnibus führen dorthin, und wer sich dem Dampf nicht anvertrauen will, der kann im raschen Trabe an den Ufern der Seine entlang fahren und hat den Vortheil, sogleich in der Nähe des Schlosses auszusteigen. Und selbst mächtige Dampfschiffe, mit Personen so beladen, daß sie fast zu sinken scheinen, auch sie führen einen Menschenstrom auf den Seinestrom und geben dem Fluß durch die flatternden Wimpel ein buntes Leben. Von 4 Uhr Nachmittags hat die Zahl der Gäste ihren Höhepunkt erreicht; in der großen Allee, die zu den Wasserkünsten führt, wird die Menschenmasse immer dichter und dichter, aber diese unwillkürlichen Reibungen, die das Gedränge herbeiführen, arten niemals in absichtliche aus. Es herrscht hier die ungezwungenste Laune und Fröhlichkeit, die nie die Sitte und den Anstand verletzt. Denn die Franzosen sind das lustigste und doch

das mäßigste Volk; Betrunkene, wie man sie bei solchen Gelegenheiten in England zu Dutzenden sieht, sind hier nicht zu finden. Der Rausch der Phantasie ersetzt dem Franzosen den Rauch der Spirituosa. Arm in Arm der Geliebten träumt er sich des Sonntags im Paradies, im fröhlichen Geplauder befriedigt er seine geistige Ansprüche und das Bewußtsein der Gleichheit, von dem er namentlich am Tage der Muße erfüllt ist, bringt ihn dahin, sich in Sitte, Haltung und äußere Erscheinung so wenig wie möglich von den höheren Ständen zu unterscheiden. Man glaube aber nicht, daß er etwa deshalb seinen Stand verläugnen wollte, läßt man sich mit ihm in ein Gespräch ein, so spricht er sofort von seinem Handwerk und seiner Werkstatt; er hat nicht die lächerliche Eitelkeit, wie sie häufig in Deutschland nordischer Metropole erscheint, etwa den „Baron" zu spielen. Er weiß, daß „le brave ouvrier" von allen Ständen sehr geachtet wird, die ihm vielleicht aus Furcht vor der Lösung der socialen Frage so viel wie möglich schmeicheln. Ueberdies hat die Umgangssprache die vollständigste Gleichheit herbeigeführt. Die Blouse, der Frack, die Uniform, sie sind durch das „Monsieur" der Anrede in nichts unterschieden, und es ist wirklich schwer, da das „Monsieur" bei jedem Satze, und immer bei oui oder non

wiederholt werden muß, da überdies das „s'il vous plait" sich so häufig einmischt, irgend eine derbe naturwüchsige Grobheit laut werden zu lassen. Indem man im Konversationston nur lauter Herren und Damen sieht, macht sich nie eine Disharmonie geltend, ein verweigertes „Monsieur" hört auf französisch zu sein und läßt sogleich den Fremden der Sitte Unkundigen errathen.

Sobald man sich aber als Fremder dokumentirt und das „Monsieur" recht häufig spielen läßt, dann öffnen sich die Schleusen französischer Höflichkeit in vollem Maaße und sie wirken dann ebenso erquickend und wohlthuend, wie die Wasserkünste im Park von St. Cloud, zu deren Anblick ein galanter Franzose uns und unseren Damen den besten Platz abtrat. Und ein solcher war bei der großen Menschenmasse, die sich um das Bassin aufgestellt hatte, sehr schwer zu erlangen. Man erwartete mit Sehnsucht die Stunde, man zählte die Minuten; schon beginnen die Wasser zu rieseln, als plötzlich aus der großen Riesenfontaine die kolossalen Flußgötter der Seine und Marne, die ihren Mund noch voller genommen hatten wie zur Zeit des großen Friedrich die Spree, ihre volle Strahlen auf die Terrassen spien, aus denen wiederum kleine Kaskaden wie Sprößlinge lustig zu plätschern anfingen. Und selbst aus dem großen Bassin zu unseren

Füßen erhob sich ein mächtiger Wasserstrahl, und fiel brausend in das Bett wieder ein, aus dem er seinen Ursprung genommen. Und die Sonne warf ihre bunten Strahlen auf die Wasserperlen und zeichnete am blauen Himmel in kühnen Strichen einen bunten Regenbogen.

Das Schauspiel, so glänzend es war, so kurz war seine Dauer. Denn kaum war eine halbe Stunde vergangen, als die Flußgötter ermüdet schienen und ihr Athem immer kürzer wurde. Auch die kleinen Tritonen auf den Terrassen waren zum Schwatzen nicht mehr aufgelegt. Das Rauschen des Wassers wurde immer tonloser, und endlich saßen die triefenden Götter zwar noch mit offenem aber leerem Munde da, den sie nach Verlauf von 14 Tagen wieder zur Freude der Pariser zu füllen anfangen. Aber nun denkt auch der Pariser daran, nachdem er sich satt gesehen, sich satt zu essen. Nach dem großen Restaurant, wo man im Freien das Diner einnehmen kann, und die zierlichen Lauben ein natürliches Blätterdach gegen die heiße Sonne bilden, da strömt die Menge hin. Denn der wahre Pariser Bürger muß durchaus des Sonntags mit seiner Familie bei einem Restaurant essen. Er läßt kein Feuer auf dem Heerde machen, er ladet keine Gäste zu sich ein, sondern er macht mit den Freunden seines Hauses eine Landparthie

und speist nach der Karte. Deshalb stehen hier die Restaurants in so großer Blüthe, sie gehören mit zu den öffentlichen Vergnügungen und St. Cloud hat deren für alle Klassen der Gesellschaft aufzuweisen. Aber auch hier finden keine Ausschweifungen statt und keine lukullischen Gastmahle, der Wein wird immer mit Wasser vermischt getrunken und das französische Blut fließt nach dem Diner so leicht wie vorher. Um den Geist in steter Regsamkeit zu erhalten wird nach vollbrachter Mahlzeit der Café mit dem „petit verre" getrunken, und wiederum wird die Promenade nach dem Park oder nach den Ufern der Seine angetreten. Musik erschallt aus allen Orten, Bänkelsänger mit Drehorgeln singen Lieder von den Schicksalen des großen Napoleon und der großen Armee, Jongleure in phantastischen Anzügen sammeln einen zahlreichen Kreis von Zuschauern um sich, und haben stets einen Sprecher bei sich, der auf die Gewandtheit und die Grazie seiner Kollegen noch speciell mit großer Redeschwulst aufmerksam macht. Dort steht ein bunt bemalter Wagen, ein elender Gaul davor; im Fond sitzt ein eleganter Herr und hinten ein gallonirter Bedienter, der fortwährend die vor ihm stehende Trommel so stark schlägt, daß das Trommelfell der Zuschauer erschüttert wird. Wer ist dieser Herr mit diesem Gefolge? Es

ist ein Zahnarzt, ein médicin dentiste, ein Charlatan, wie ihn Italien und die Oper der Liebestrank nicht besser darstellen kann. Nachdem der Trommelwirbel auf seinen Befehl zum Schweigen gebracht ist, hält der Zahnarzt an die staunende Menge eine Rede, die gewöhnlich, um seine Gelehrtheit zu zeigen, mit dem Alterthum beginnt. Der Zahnarzt kennt genau den Ober- und Unterkiefer des Perikles und der Aspasia; er weiß wie oft der große Cäsar auf seinen Feldzügen an Zahnweh gelitten und welche Mittel er besonders gebrauchte. Er wäre fähig, selbst der Zeit den Zahn auszuziehen, wenn sie sich ihm so willig hergäbe, wie jener kleine reinlich gekleidete Knabe mit geschwollener Backe, an dem er das Experiment, im Wagen stehend, verrichtet. Die Menge lacht und staunt über ihn und kauft endlich von seinem Pulver, das er in zierlichen Schachteln gepackt, fortwährend anbietet, natürlich, nachdem er über die Wunderkraft dieser Arkana noch einmal den ganzen Strom seiner Rede ausgegossen hat.

Doch nun, nachdem diese ambulanten Schaustellungen betrachtet sind, ist es Zeit, für den friedlichen Pariser Bürger und Familienvater an die Heimkehr zu denken. Schon werfen die letzten Strahlen der Sonne ihre Reflexe auf die Landschaft und vergolden den Saum

des Horizonts. Die beiden Omnibus, die außer dem selbstständigen Dampfwagen, der jede Stunde geht, alle fünf Minuten den Weg von St. Cloud nach Paris machen, sie sind schon überfüllt, und man muß im Voraus Plätze nehmen und sich einschreiben lassen, um befördert zu werden. Die junge Welt fährt mit Dampf bis zur letzten Station, dort in Asnières steigt sie aus, denn hier ist an jedem Sontag Bal champètre und die Pariser Grisetten wandeln in dem Garten des Chateau d'Asnières, wo die großen Ulmen und Kastanienbäume mit chinesischen Ballons erleuchtet sind und die jungen Herzen eben so vielfarbige Flammen nähren. Der längliche Tanzplatz, über den strahlend erleuchtete Guirlanden sich wölben, ist hier der Mittelpunkt des Festes. Die Tanzenden, deren frohe Laune durch das rauschende Orchester zu den höchsten Schwingungen sich erhebt, suchen eben diese Schwingungen auch im Tanz durch extravagante Sprünge auszudrücken. Die Polizei scheint an Sonntagen nachsichtiger zu sein und gestattet die Karrikaturen des Tanzes, so weit der äußere Anstand dabei gewahrt wird. Il n'y a qu'un pas du sublime au ridicule, aber auch vom Lächerlichen zum Unsittlichen, und auf diesen einen Pas müssen die polizeilichen Sittenrichter hauptsächlich ihr Augenmerk richten. Je näher das Ende des

Festes heranrückt, desto toller wird der Lärm; das Quecksilber dieser beweglichen Naturen steigt mehr und mehr, je weiter der Zeiger der Uhr rückt. Die Grisette, die ihr kokettes Häubchen mit dem kleinen Strohhut vertauscht hat, sie weiß, wie bald wieder die Stunden der Gefangenschaft nahen, wo ihr die Arbeit nur durch die Liebe und durch den Gedanken an den Sonntag versüßt wird; sie will den Augenblick genießen und den Becher der Freude in vollen Zügen leeren. Sie tanzt trotz der Hitze und des Gedränges bis 11 Uhr, wo die Polizei ihr Veto einlegt, wo die Lampen erlöschen, das Lokal geschlossen wird und der letzte Bahnzug nach Paris führt. Und nun ist ihr Gewissen beruhigt, ihr Tagewerk erfüllt, und die „weiße Sklavin", die am nächsten Tage für kärglichen Lohn nähen oder sticken muß, fühlt nicht die drückende Schwere des Jochs. Die Grisette murrt nicht über ihr Schicksal; sie ist mit ihrer Lage vollkommen zufrieden, wenn sie nur einmal in der Woche in Lust und Freude leben und die flüchtigen Stunden im Rausche genießen darf.

Und mit welcher Schnelligkeit wird der Wagenzug erobert! Die Frauen, die Mädchen und die Vorsichtigen, sie kriechen in die Wagen hinein; das heißblütige Volk aber, es gebraucht die viertelstündige Eisenbahnfahrt zugleich als Abkühlungsmittel, sie klettern mit der Geschwin-

digkeit der Katzen auf das Verdeck der Waggons und singen nun die populairen Beranger'schen Lieder in die dunkle Nacht; ein Vokalkonzert, zu dem die tiefen Athemzüge der Lokomotive eine schauerliche Begleitung bilden. Es ist dies eine geisterhafte Scene, in der die Dämonen des 19ten Jahrhunderts ihr Wesen treiben.

Man denke sich den rollenden Zug auf der Brücke bei Asnières, tief unter sich die rauschenden Wellen der Seine und oben auf schwindelnder Höhe der Schall der lustigen Gesänge; der Lärm der Passagiere, dabei die gellende Eisenbahnpfeife, die einem herankommenden Zuge das Signal giebt und nun das fliegende funkensprühende Roß, das mit seinen feuerigen Augen das Dunkel der Landschaft wie durch flackernde Blitze erhellt. Ja, dem Muthigen gehört die Welt! Die Elemente scheinen entfesselt zu sein, das Feuer und das Wasser zischen vor Wuth in den Banden, aber der Mensch hält sie am Zügel und spottet heiter und fröhlich ihrer Ohnmacht. Dem menschlichen Geiste und einem Drucke seiner Hand gehorchen diese Elementargeister, der Führer giebt ein Zeichen, noch einmal ein kräftiger Athemzug des fliegenden Rosses, aber es ist der letzte. Der Zug hält still, wir sind in Paris, das sich allmählig zur Ruhe begiebt und schon seine nächtliche Toilette zu ordnen beginnt.

Und im Herzen begegnen sich die Menschenströme, die nach den verschiedenen Weltgegenden heut ihren Lauf genommen hatten, wie Bienenschwärme, die ihre Stöcke verlassen. Die Theater öffnen ihre Ausgangspforten und ein heißer Lichtstrom dringt aus den heut so gefüllten Tempeln der Thalia hervor. Denn selbst in der größten Hitze ist das Theater ein Bedürfniß des schaulustigen Volks, da die sogenannten Sommertheater hier nicht existiren. Nach und nach aber lösen sich die Massen auf und wandern in ihre Quartiere, die der wachsame Concierge öffnet, dem kein theures Haupt der Hausbewohner fehlen darf. Die Straßen sind still und einsam, nur hier und da begegnet uns noch eine einsame Schöne, die den Augen der Polizei ebenso entschlüpfen will, wie die anderer Leute auf sich ziehen; und ein Unglücklicher, der keinen Zufluchtsort gefunden, ruht aus an dem Eckstein, wo ihn vielleicht der wohlthätige Schlaf die süßesten Träume vorzaubert, bis ihn die Sicherheitsbehörde unsanft stört. Der Dichter schließt diese Unglücklichen in sein Gebet ein und Viktor Hugo singt:

Prie pour les vierges violées,
Pour le prisonnier dans sa tour,
Pour les femmes échevelées,
Qui vendent le doux nom d'amour.

Aber kaum ist die erste Stunde der Nacht vorüber, so macht auch schon der morgende Arbeitstag sein Recht geltend. In langen Zügen kommen die Wagen der Landleute und Gärtner, der „cultivateur“ zu den Thoren hinein und bringen dem ewig hungrigen Magen ihre auserlesenen Opfer. Und die Käuferin und Händlerin, die die erste auf dem Platze sein will, sie verläßt sich auf die „réveilleuse“, die sie aus dem Schlafe wecken muß und ihr den Morgencafé bereiten. Bei der großen Theilung der Arbeit, die auf alle Vorkommnisse des Lebens ihr Augenmerk richtet, existirt hier ein eigenes Gewerbe der réveilleuses, der Weckerinnen. Was in Deutschland die Schwarzwalder Uhren und die Nachtwächter thun, das thun in dem industriellen Paris arbeitsame Frauen. Diese Frauen, die sich des nächtlichen Schlafs berauben, sie kennen in ihrem Viertel jeden Gewerbetreibenden, dessen Thätigkeit ein frühes Aufstehen erfordert. Und sie bieten dem ihre Dienste an und verpflichten sich, pünktlich, noch ehe der Morgen graut, zu erscheinen und ihm seinen ersten Imbiß zu serviren. Sie wandern dann von Einem zum Andern und sind eine Nothwendigkeit, namentlich für die Gemüsehändlerinnen und die Damen der Halle, denen Paris seine leibliche Existenz zu verdanken hat.

Auch der chiffonier, der Lumpen- und Kehrichtsammler, geht schon mitten in der Nacht an seine traurige Arbeit. Eine Laterne in der einen, eine Hake in der anderen Hand, den Tragkorb auf dem Rücken, so späht er auf dem Bürgersteig und namentlich vor den Thüren der Restaurants nach dem Abraum der Tafel. Denn in der Nacht vom Sonntag zum Montag ist mancher Ueberrest der Tafel auf die Straße geworfen worden, manches Stückchen Papier, worin Konfekt eingewickelt war, fliegt unbenutzt, ein Spiel der Winde, umher, und mancher Cigarrentorso ist den Augen eifriger Späher entgangen. Der chiffonier kann Alles gebrauchen, er betrachtet das Leben nur vom Standpunkt des Kehrichtfasses und der Rumpelkammer. Je mehr Kehricht, desto froher seine Laune, desto einträglicher sein unglückliches Gewerbe, und er tröstet sich, wie in dem bekannten Theaterstücke, dessen Held er ist, daß alle Kostbarkeiten des Lebens und dieses selbst in die große Rumpelkammer gelangt, in der der Kaiser und der Lumpensammler nicht mehr zu unterscheiden sind. Und die Hake und die Schaufel, die seine Waffen sind, sie erweisen auch dem Menschen den letzten Dienst und bereiten ihm seine Ruhestätte. Der Todtengräber im

Hamlet sagt: „Es giebt keine so alten Edelleute, als Gärtner, Grabenmacher und Todtengräber: sie pflanzen Adam's Profession fort.“ Die neue Zeit kann noch Shakespeare vervollständigen. Shakespeare hat die Lumpensammler vergessen.

XIII.

Versailles.

Rabaut St. Etienne, ein berühmtes Mitglied des Konvents, sagte einst in der Versammlung: „das Deficit hat die französische Revolution hervorgerufen.“ Rabaut St. Etienne meinte nur das Deficit in der Tasche und vergaß das „deficit in moribus“ die Demoralisation des Hofes und der Großen, deren Ueppigkeit und deren kostspielige Laster erst das Deficit in der Tasche zur Folge hatten; er vergaß den Hochmuth der Trägheit und die Verachtung der Arbeit, zwei Dinge, mit denen die damalige Aristokratie sich brüstete. Wer aber einmal den kolossalen Bau des Versailler Schlosses, die herrlichen Parkanlagen und Wasserkünste gesehen, der begreift das „car tel est notre plaisir“ Ludwig XIV.; der begreift es, daß die absolute Monarchie in den Steinen des Versailler Palastes sich selbst ihren Grabstein gelegt hat, après nous le déluge! Die Stadt

Versailles, die vor der Revolution 100,000 Einwohner zählte, hat jetzt nur 30,000 und ist leer und öde. Nur die Pariser und die Fremden bevölkern sie, seitdem zwei Eisenbahnen auf dem rechten und linken Seine-Ufer alle halben Stunden die Schaulustigen hinführen. Auch die vorzüglich erhaltenen Prunkgemächer des Schlosses sind namentlich an Sonntagen gefüllt, aber wir finden hier nicht mehr den vornehmen Kavalier im Kostüm des ancien régime oder in den Antichambres die hohen Würdenträger der Krone, die das große Recht hatten, beim lever des Königs, d. h. beim Wechseln des Hemdes gegenwärtig zu sein. Nein, der Pariser Bürger mit Frau und Kind geht auf dem Parquet der Säle zwanglos umher und bewundert die Reliquien des Königthums wie interessante Kuriositäten, deren Werth er mit dem Blick des Technikers prüft. Die kolossale Reiterstatue Ludwig XIV., die Marmorstatuen der Marschälle und Minister, die den Schloßhof einschließen, die reich verzierte Architektur des Gebäudes, ganz treu im Geschmack der Zeit, das führt uns sogleich in jene historische Zeit ein, in der wir jetzt athmen müssen. Die Säle tragen entweder die Namen der alten griechischen Götter la Salle de Vénus, de Diane, d'Apollon, oder der modernen Götter, die dort einige Stunden zuzubrin-

gen pflegten, la salle du roi, de la reine, des princes. Die Schmeichelei der Hofschranzen und der Dichter beschwor damals alle mythologischen Gestalten aus der Unterwelt, um sie als Ebenbilder des königlichen Ruhms hinzustellen; alle Götter liehen ihre berühmten Prädikate dem französischen Herrscher, und alle neun Musen reichten ihm willig die Kränze. Wir finden Ludwig XIV. als Mars, als Apollo, als Jupiter abgebildet, aber auch mit den Halbgöttern stand er auf gutem Fuße, und er verschmäht nicht, sich die Keule des Herkules anzueignen, wenn es galt eine Apotheose seiner Kraft und Stärke darzustellen. Die Allegorie entrückte den Regenten der menschlichen Auffassung, sie verlieh ihm den göttlichen Nimbus, und die irdische Majestät erkannte nur die überirdische als gleichberechtigt neben sich. Der Regent war die erwärmende Sonne oder der tödtende Blitz. Starb doch selbst Racine, weil Ludwig XIV. ihn finster ansah!

Doch wir werden bald aus den Träumen der Vergangenheit gerissen. Wie die griechischen Götter gestürzt worden, so auch die gallischen, „ach von jenem lebenswarmen Bilde blieb der Schatten nur zurück.“ Und die Schatten schleichen hier umher und erzählen von allen jenen Lustbarkeiten und Festen, die von der raffinirtesten Phantasie ersonnen, die Wunder der Feenwelt, wie

sie die Dichter schildern, nur mit zu weit getriebener Treue nachahmten. Und als der König alt an Körper und Geist geworden, und die Maintenon durch erbauliche Reden und Gebete die Schatten vertreiben sollte, die die Ruhe seines Herzens störten, da entfernte sie aus dem kostbarsten Zimmer des Versailler Schloßes, aus dem Schlafgemach des Königs, die Bilder der schaumgeborenen Liebesgöttin, die auf den Bettvorhängen kunstreich eingestickt waren. Es mußte aber ein neuer Talisman gefunden werden, um das Zimmer zu desinficiren, und die Sinne des größten Regenten gegen die heidnischen Gelüste zu stählen. Und da war kein besseres Heilmittel zu finden, als der biblische Erzvater Abraham. Der Erzvater Abraham, der seinen Sohn zu Ehren Gottes schlachten will, mußte nun in das Schlafgemach befohlen werden und hielt der Venus eine solche Gardinenpredigt, daß sie sofort verschwand und er selbst, der Mann des Gottvertrauens, den Platz an der Bettgardine einnahm. Das unheilige 19. Jahrhundert, dem es bloß um historische Kuriositäten zu thun ist, und das in dem Patriarchen und der Göttin mehr den Stoff und die Fabrikation bewundert, als ihren idealen Zweck, hat nun natürlich die beiden Bettvorhänge, den heiligen und den profanen zusammengestellt, eine Zusammenstellung,

die wirklich eine aristotelische Reinigung der Leidenschaft im Beschauer herbeiführt und nur das komische Element, den Humor der Geschichte, übrig läßt. In solcher kalten Temperatur finden die Schatten keine Nahrung mehr, und je weiter wir in die Gemächer vordringen, desto mehr sehen wir, daß das Monument des vergangenen Glanzes den poetischen Hauch einstiger Größe von sich abgestreift und ganz dem prosaischen Dämon der Gegenwart geopfert ist. Nur allein der Opernhaussaal ist durch keine disharmonische Zusammenstellung karikirt, sondern ganz im Geiste der Vergangenheit wieder hergestellt. Prosceniums-Logen und die Ränge sind mit den reichsten vergoldeten Verzierungen im Styl der Renaissancen geschmückt, und Ludwig XIV., wenn er aus dem Grabe sich erheben würde, könnte auf dieser Bühne seinem versammelten Hofstaat auch als ausgezeichneter Tänzer erscheinen. Der König betrieb bekanntlich neben den Regierungs- und anderen Geschäften auch diese Kunst mit großem Eifer; die Damen des Hofes, so weit sie nicht selbst in den Ballets mitwirkten, nahmen dann die ersten Plätze ein, und diesen folgten die Kavaliere, die das Privilegium hatten, einen eben solchen blauen Leibrock wie der französische Augustus zu tragen. Die Geschichte hat gerade diesen Saal erwählt, um die un-

umschränkte Vollgewalt der Bourbonen zu brechen. Der unglückliche Ludwig XVI., der die Sünden seiner Väter auf sich genommen, dachte noch einmal von diesem Saal aus den Glanz seiner Krone wieder herzustellen. Am 1. Oktober 1789 wurde hier ein officielles Bankett veranstaltet, das eine Fraternisirung der Gardes du corps, des neu angekommenen Regiments Flandern und der Nationalgarde bezweckte. Im Opernsaal sollte der Kern einer zuverlässigen, der Krone unbedingt ergebenen Truppe, gebildet werden. Als die Köpfe der Soldaten vom Weine erhitzt waren, erschien der König und die Königin Marie Antoinette, die den Dauphin an der Hand führte. Das königliche Paar wurde mit Jubel empfangen, das Orchester spielte die berühmte Arie „o Richard, o mon roi", die Soldaten wetteiferten in den loyalsten Zurufen, die mit bitteren Anspielungen auf die Pariser Revolutionaire untermischt waren. Die verhängnißvollen Folgen des Banketts sind bekannt. Durch ihre Führer aufgereizt zogen große Volkshaufen, die Damen der Halle an der Spitze, von Paris nach Versailles, und drangen gewaltsam in das Schloß ein. Das Regiment Flandern vergaß seine Schwüre und Betheuerungen und leistete keinen Widerstand. Nur dem Muthe eines Garde du corps hatte die Königin in der Nacht vom 6. October ihr Leben zu

verdanken. Er vertheidigte den Eingang zu ihrem Schlafzimmer so lange, bis Marie Antoinette durch eine geheime Thür fliehen konnte und nun die wüthende Rotte an dem Unglücklichen sich rächte, der ihnen die gehoffte Beute entzogen. Die königliche Familie mußte nun, dem Terrorismus preisgegeben, am folgenden Tage nach Paris ziehen und Versailles hörte von diesem Augenblick auf, die königliche Residenz zu sein. Die Tuilerien, seit einem Jahrhundert unbewohnt, wurden nun wieder auf kurze Zeit der Wohnsitz der Bourbonen.

Das Schloß von Versailles aber ist seit diesen Tagen für eine Reihe von Jahren der Vergessenheit und dem Verfall preisgegeben. Während der Revolution wurde der Palast seines Schmuckes beraubt und ganze Säle zur Kasernirung invalider Krieger eingerichtet. Die Stadt, die nur im Glanze des Hoflebens sich gesonnt hatte, verödete mehr und mehr. Im großen Schloßpark und in den zierlichen Bosquets, wo die nächtlichen Feste veranstaltet waren, die dem Rufe der „Oestreicherin" so gefährlich waren, da wucherte das Unkraut; an den schönen Statuen der Götter wurden muthwillige Amputationen vorgenommen und die übrigen, die sich vor vandalischen Händen gerettet hatten, bekamen eine höchst verwitterte Physiognomie, in der die ewige Heiterkeit der Bewohner

des Olymp nicht mehr wieder zu finden war. Napoleon I. bemühte sich, die alte Residenz vor dem Zahne der Zeit soviel wie möglich zu schützen, die Bourbonen setzten das Werk fort, bis Ludwig Philipp dem Versailler Palast eine andere Bestimmung gab und im Jahre 1833 sämmtliche Räume des Schlosses zu einem historischen Nationalmuseum schuf, worauf die gegenwärtige Inschrift des Schlosses: „A toutes les gloires de la France" mit tönender Emphase hindeutet.

Und nun beginnt die prosaische Periode im Leben des berühmten Gebäudes. Der Bürgerkönig vertreibt die Schatten der Vorzeit. Vor seiner Prosa müssen sie weichen. Er durchstöbert alle Ecken und Winkel des Hauses, alle Raritätensammlungen der übrigen Schlösser und vereinigt alle Gemälde und Büsten, die Bezug auf die französische Geschichte haben. Das ganze untere Stockwerk, Räume, deren Ende man kaum übersehen kann, enthält die Statuen, Büsten, Denkmäler aller Helden und Könige Frankreichs, von dem ersten Merovinger Chlodwig bis auf den letzten Kapet. Der künstlerische Werth dieser Werke ist nicht von großer Bedeutung. Sie sind eine plastische Geschichtstabelle, wie wir im oberen Stockwerk eine kolorirte finden. Wer die ermüdende, wenigstens fünfstündige Wanderung durch diese

Säle unternimmt, der ergeht sich weniger in der Welt der Kunst, als in der der Geschichte. Die wenigen guten Bilder werden durch die Masse der schlechten erdrückt. Allein zwölf Säle sind mit den Thaten Napoleons angefüllt, dessen Ruhm hier mit wahrhaft epischer Breite auf riesengroßer Leinwand dargestellt ist. In diesem wüsten Chaos von Morden, Schlachten und Blutvergießen sind die Bilder von David und Gerard, die sich durch eine effektvolle Komposition auszeichnen, noch die wohlthuendsten künstlerischen Ruhepunkte. Ein weniger durch die Ausführung als durch den Stoff für den Nordländer interessantes Gemälde ist „Napoleons Einzug in Berlin durch das Brandenburger Thor." Der Kaiser wird natürlich von einer jubelnden Bevölkerung empfangen; die Straßenjungen eilen als Verkünder des Ruhms vor ihm her und Damen wehen mit den Taschentüchern aus den Fenstern. Wie französische Memoirenschreiber melden, soll Napoleon bei diesem Einzug die Worte gesprochen haben: „Ich weiß nicht, ob ich mich freuen oder schämen soll", und diese französische Tradition wollte der Künstler durch sein Werk illustriren. Ueberhaupt enthält das ganze Versailler Museum nur die Lichtseiten, niemals die Schattenseiten im Leben und Wirken des französischen Volks, nur Siege, keine Nie-

derlagen, nur Rosen, keine Dornen, nur Erhebung, keine Demüthigung. „A toutes les gloires de la France", diese Inschrift wird mit scrupulöser Gewissenhaftigkeit festgehalten. Napoleon verschwindet aus unseren Augen, von Lorbeern überschüttet, mitten in seinen Siegen. Wir müssen noch das friedliche Interregnum der Bourbonen, die Thronbesteigung Ludwig XVIII., die Krönung Karl X. vor uns vorübergehen lassen, lauter Bilder, die den Siegen Napoleons ohne Unterbrechung sich anreihen, und gelangen nun nach den Ereignissen der Juli-Revolution, die Louis Philipp in großer Ausführlichkeit malen ließ, in das höchste Stockwerk, zu den berühmten Schlachtgemälden Horaze Vernet's, die eben so französische Lebendigkeit wie afrikanische Gluth athmen. Horaze Vernet ist der eigentlich französische Maler, er reflektirt nicht, er gebeut und es stand da. „Greift nur hinein in's volle Leben und wo ihr's packt, da ist es interessant", das scheint sein Wahlspruch zu sein. Und das kriegerische Getümmel in zwei Welttheilen giebt ihm die besten Stoffe. Wer kennt nicht schon aus unzähligen Nachbildungen die Wegnahme der Smalah, die Ueberrumpelung Abd-el-Kader's? Das Gewühl der Fliehenden und Jammernden, der Männer, Weiber und Kinder, die aus der Ruhe des Lagers aufgescheucht sind, und nun der malerische Apparat

aller ihrer Habseligkeiten, der Gewänder und Waffen, die die besiegten Schaaren so schnell wie möglich retten wollen, alles das ist in der kühnsten Weise und im großartigsten Styl wiedergegeben. Leider hat das Bild so kolossale Dimensionen, daß seine Wirkung dadurch gelähmt wird, es drängt nicht Alles auf einen Mittelpunkt hin, sondern zerfällt zu sehr in einzelne Gruppen, es ist mehr das Bild, das Nacheinander, als das des Miteinander, und nur in kleinen Portionen zu genießen. In dieser Beziehung ist „der Sturm auf Konstantine" bei weitem ergreifender; trotz der Fülle der Gestalten herrscht die größte Einfachheit der Komposition, und in jeder einzelnen Figur spiegelt sich der Vorgang; man wird unwillkürlich in die Bewegung hineingerissen und man sieht nicht bloß den köstlichen Trompeter zum Sturme blasen, sondern man hört ihn.

Da sind auch die Franzosen heimisch, die afrikanischen Bilder sind der Brennpunkt des Versailler Museums. Hier ist stets die Menge der Beschauer am größten, die sich in Afrika weit schneller orientiren können, als bei den napoleonischen Schlachten in Deutschland, dessen wechselreiche Geographie so schwer zu ergründen ist. Der kluge Louis Philipp ließ durch Horaze Vernet's Pinsel auf allen diesen Bildern die Heldenthaten seiner

Söhne verewigen, und diese geflüchteten Prinzen bringen sich den Franzosen von der besten Seite in Erinnerung. Aber in demselben Augenblick, wo wir über die Orleans einige wohlwollende und mitleidige Aeußerungen hören, wo die verbannten afrikanischen Generäle, deren Portraits Horaze Vernet wiedergegeben, den Stoff der Konversation liefern, da stiebt plötzlich die Menge auseinander. Die Besitzer und Erben der gemalten Krone sind vergessen, da so eben der Besitzer der gegenwärtigen von der Revue bei Satory zurückgekehrt und in Versailles eingetroffen. Die Säle werden leer, Alles eilt nach der großen Treppe, um so schnell wie möglich auf die Straße zu gelangen. Das geschichtliche Museum übt keine Anziehungskraft mehr aus, denn der Mann, der gegenwärtig die Geschichte Frankreichs auf eigene Hand macht, ist in eigener Person jetzt sichtbar. Ein Piket der Guiden, der berittenen Leibgarde des Kaisers eröffnet den Zug. Sie sind mit großem Pomp gekleidet und gleichen den ungarischen Husaren. Die gebräunten Gesichter unter den finsteren Bärenmützen, die leicht übergeworfenen Dollman's, die gewandten zierlichen Pferde, die mit reich gestickten Schabracken bedeckt sind, ein so buntes Schauspiel reizt die Neugier und Theilnahme der großen Volksmassen. Und nun kommt der Kaiser selbst

an der Seite seiner Gemahlin, in einem offenen vierspännigen Wagen. Louis Napoleon trägt die französische Generalsuniform; das rothe breite Band der Ehrenlegion bringt in sein vielfarbiges Kostüm noch die rothe Grundfarbe. Edgar Ney, der Sohn des Mannes, den Ludwig XVIII. als Verräther erschießen ließ, reitet am Wagenschlag. Man hört den Ruf: vive l'empereur! Eine Menge von Generälen und höheren Offizieren schließen die Begleitung und nun folgen gewaltige Menschenmassen, die die aus dem Lager mit Musik zurückkehrenden Truppen begleiten. Satory ist von Versailles nur eine viertel Stunde entfernt und man kann sich denken, daß die Pariser, die große Liebhaber militairischer Schauspiele sind, namentlich an Sonntagen das friedliche Lager besucht haben, in dem der französische Soldat sich in seiner größten Munterkeit zeigt, da ihm weder Brod noch circensische Spiele fehlen und selbst der Dejeansche Cirkus auf hohen Befehl dort Vorstellungen geben muß, zu denen die Soldaten bataillonsweise freien Zutritt haben.

Aber Louis Napoleon sorgt noch mehr für die Sonntagsbelustigung des Volks in und ohne Waffen. Da der geistige Druck dem Franzosen fühlbar ist, so soll wenigstens der Druck der Wasserwerke ihn entschädigen. Der Kaiser hat diesen Druck, der seiner Dynastie nie

gefährlich werden kann, mit großen Kosten wieder herstellen lassen. „Les grandes eaux jouent aujourd'hui à Versailles.“ Das ist ein Ruf, der die bunte Menge schaarenweis in den Park des Schlosses hinauslockt. Und um die vierte Stunde, da schwingt Neptun sein Szepter und seine Herrschaft beginnt. Neptun und Amphitrite senden ihre in der Sonne blitzenden Strahlen fast bis an die Wolken, Delphine tanzen um sie her und erfrischen im Sturzbad ihre restaurirten Glieder, die so lange zur Ruhe verurtheilt waren. Aus jedem Rasenbeet sprießen wie Blumen kleine Fontainen hervor; wo wir uns hinwenden, da rauscht und sprudelt es und wenige Schritte weiter von dem großen Bassin, da gebraucht Appollo und Diana vor den Augen der Menge ein Sturzbad von einer solchen Kraft und Stärke, daß einem Sterblichen der Athem vergehen müßte. Auch ein bekanntes Bild des Louvre ist hier zu einem Wasserwerk umgeschaffen, in der That eine ganz neue Art von Aquarellen. Latona auf der Flucht vor der eifersüchtigen Juno verwandelt die Bauern in Frösche, die ihr einen Trunk Wasser aus dem Bache versagt hatten. Es heißt hier wie Auge um Auge, Zahn um Zahn, Wasser um Wasser. Das jus talionis, das Vergeltungsrecht, wird in der großartigsten Weise ausgeübt. Und die Wasserverweigerer

müssen nun so viel Wasser herbeischleppen und ausspeien, daß nicht bloß Latona, sondern selbst ein moderner Hydropath mehr als genug hat. Doch glücklicherweise dauert der ganze Spaß nur eine Stunde, sonst würde eine Ueberschwemmung eintreten. Der Geist des Maschinisten schwebt über den Wassern. Sie treten wieder in ihre Ufer und Reservoirs zurück, und auch die Pariser verlassen die grünen Rasenplätze, die amphitheatralisch um die Fontainen sich erheben und von den dichten Massen besetzt, ein höchst anmuthiges Bild geben.

Der Park mit seinen, in Lenotre's Geschmack angelegten Alleen und die dunklen Bosquets werden jetzt still und einsam. Die Menge eilt zu den Restaurants oder nach der Eisenbahn. In wenigen Stunden nimmt Versailles wieder seine Grabesruhe an und der Fußgänger hört den eigenen Tritt in den Straßen wiederhallen. Versailles Rolle ist jetzt schnell ausgespielt. Einst waren die Blicke Europa's auf diese Stadt gerichtet und Versailles gab den Ton an in der Politik und in den Salons. Wer spricht jetzt noch am meisten von dem verkümmerten Städtchen? Nur der Fremdenführer und die Anschlagzettel.

XIV.

Die großen und die kleinen Todten.

Es giebt in Paris kein ruhiges Plätzchen. Selbst die Todten können sich dem Lärm des Tages nicht entziehen; auch die Ruhestätten gehören zu den Sehenswürdigkeiten und sind die Stätten der Neugier geworden. Im Pantheon, das jetzt wieder zur Kirche der heiligen Genofefa geweiht ist, da ruhen die Ueberreste der großen Todten. Voltaire, der Apostel des Unglaubens und Rousseau, der Tribun der Natur, schlafen hier in Särgen, deren Embleme nicht viel esprit verrathen; auf dem Père la Chaise da ruhen die Dii minorum gentium und die ganz kleinen Todten, deren Nachkommen aber ein kostbares Grab bezahlen konnten. Die Menge der bunt durcheinander gewürfelten Obelisken, Denksteine, Pyramiden, Kapellen macht uns schwer die Unsterblichen herauszufinden, deren Ruhmessonne so strahlend war, daß sie noch jenseits des Grabes leuchtete.

Aber die kundigen, von der Behörde angestellten Führer geleiten uns von einer denkwürdigen Stätte zur anderen und lesen mit monotoner Stimme die verwitterten Grabschriften. Von Trauerweiden beschattet ruhen hier die Helden rührender, aufopfernder Liebe Abälard und Heloise, wie die Helden welterschütternder Schlachten Ney, Massena, Davoust. Die Männer, deren Schwert eine Feder war, wie Benjamin Constant, deren Leben ein ewiger Kampf, wie der Deutsche Ludwig Börne, über dessen Grab Frankreich und Deutschland sinnbildlich sich die Hand reichen, sie sind hier, durch Rasen und Moos geschützt, so weich gebettet, wie sie es selten in den heißen Tagen ihrer Wirksamkeit waren. Das harte Schiller'sche Wort, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht, es findet innerhalb der Grenzen des Père la Chaise die schönste Widerlegung. Auf Talma's Grab legt so eben eine junge Dame einen so duftenden Blumenkranz nieder, wie ihn der Künstler vielleicht nicht frischer auf der Bühne erhalten. Die Dame ist selbst Schauspielerin, vielleicht auch in diesem Augenblicke, sie fleht den Geist des Entschlafenen an, sie in ihrer Wirksamkeit zu umschweben; denn am Himmel des französischen Schauspiels ist noch immer Talma der leuchtende Stern, von dessen Glanz sich die Augenzeugen und die Tradition noch viel zu erzählen wissen.

An rührenden Scenen ist überhaupt kein Mangel. Dieser große Garten, der den Leichen geweiht ist, erhält alltäglich die Thränentaufe, und die Thränentaufe befruchtet die Blumen, die hier fast schöner duften wie in den Gärten, wo sie nur die Symbole der Freude sind. Wir finden hier so einfache Grabschriften, die unser Auge unwiderstehlich mit Thränen füllen. Wer kann rührender den Schmerz der Trennung malen als mit den einfachen Worten, die jener Leichenstein trägt: „ci gìt tout mon bonheur!“ Läßt sich die Hoffnung, der Trost und die Freude des Wiedersehens besser bezeichnen, als mit dem sehnsüchtigen Zuruf der geliebten Tochter: j'attends ma mère! Und der Zuruf ist bald nach einigen Monaten erhört worden. Die nachbarliche Gruft stillt die Sehnsucht, und ein Immortellen-Kranz umschließt die Worte der Vereinigung: j'ai rejoint ma fille. Dieser Lakonismus des Herzens, in dem das Glück des Wiedersehens mit so inniger Wärme sich ausspricht, diese so kindlich gefühlte Gewißheit eines besseren Jenseits, sie könnte aus dem Besucher des Père la Chaise einen deutschen sentimentalen Spaziergänger machen, wenn wir nicht auf einen Pariser Friedhof wären. Die Pariser glauben nicht an die Seelenwanderung, sie nehmen auch ihre Eitelkeit und Prahlerei in

das Grab mit. Dabei lieben sie die Variation der Gefühle, und der einfachen Stätte gegenüber, die uns so wehmüthig anblickt, erhebt sich ein mächtiger Obelisk, dessen räthselhafte Symbolik nur unser führender Oedipus lösen kann. Dieser Obelisk belastet nämlich den Leichnam eines Eisenhändlers, dem seine Industrie und seine zahlreichen Kunden viel Geld eingebracht. Zugleich dient auch das egyptische Monument für die Wittwe als Empfehlung, die das Geschäft mit ungeschwächten Fonds fortsetzt.

Wie im Reich der Lebenden, so auch im Reich der Todten ist die Aristokratie des Geldes bemüht, die des Geistes in den Schatten zu stellen, und die reichen Erben setzen der abgeschiedenen Seele die seelenlosesten Denkmäler. Und die Schatten, je weniger sie im Leben waren, je mehr lassen sie nach dem Tode ihr Licht leuchten. De mortuis nil nisi bene, dieser Spruch kommt ihnen dann zu Gute. Obgleich ein Erbbegräbniß erster Klasse sehr theuer ist, und jeder Fuß breit Landes mit Gold aufgewogen werden muß, so wird doch die Stadt der Todten bald übervölkert sein. Die höchsten Spitzen des Hügels sind schon mit Monumenten besäet, und wenig freie Plätze bieten sich den Verblichenen der Zukunft dar. Von diesem Gipfel aber, da wendet sich unwillkürlich

das Auge von den Monumenten, von dem grünen Rasen, von den Blumen fort, denn hier erscheint in seiner ganzen Ausdehnung Paris vor uns, eingehüllt in einen durchsichtigen Schleier, den die hellen Sonnenstrahlen durchbrechen wollen. Und wie das Rauschen des Meeres schon in weiter Entfernung dem Ohr sich verkündigt, so summt und tobt es in dem Häusermeer so gewaltig, daß das Echo des vielgeschäftigen Lebens bis hier heraufdringt, als wollte es die vom Leben Geschiedenen nicht ruhig schlafen lassen.

Wir haben schon auf einem anderen Spaziergang die égalité und die fraternité der Franzosen besprochen. Wir haben gezeigt, daß sie im Diesseits nicht zu finden ist, aber auch im Jenseits sind ihre Spuren nicht sichtbar. Wer glaubt, daß der Tod die Menschen gleich macht, der steige mit uns den Hügel des Père la Chaise herunter, und je näher er der Ebene gelangt, desto mehr schwindet der eitle Glanz der Denkmäler, der Kapellen, der Grabsteine. Kleine hölzerne Kreuze stehen hier dicht aneinander gereiht und so eng, daß kaum eine Scheidewand sie trennt. Der Schmuck der Natur und der Kunst hat aufgehört. Es beginnt das Reich der eisernen Nothwendigkeit, und wie uns der Führer sagt: „Das ist die Ruhestätte der Armen.“ Die das Kreuz

im Leben am schwersten trugen, sie haben hier das kleinste gefunden. Vielleicht ist deshalb ihr Schlaf um so süßer. Aber obgleich die Märtyrer der Februarrevolution hier zu Dutzenden liegen, und zu Tausenden die Märtyrer des Unglücks und der Noth, nach fünf Jahren werden reglementsmäßig ihre Gräber geöffnet, sie müssen ihre enge Wohnung verlassen und gelangen nun, soweit ihre Knochen transportabel sind, in das unterirdische Paris, in die Katakomben, die letzte Todtenstation. Sie haben lange genug geruht, eine neue Schicht von Todten wälzt sich auf ihre bröckelnde Asche und senkt sie noch tiefer in den Schooß der Erde. Das sind die „fosses communes", die nichts kosten, wo die Leichname, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, oft drei Mann hoch liegen: das ist die fraternité des Jenseits. Was die égalité des Jenseits betrifft, so existiren neun verschiedene Klassen, die von 5 Franken bis zu 4000 Franken steigen. Eine concession à perpétuité, eine Familiengruft mit dem Rechte des unveräußerlichen Besitzes, muß mit dem Zollstock in der Hand erkauft werden, und kostet ungefähr der Fuß 90 Frcs., die fünfjährige Ruhe der Armen mit Einschluß der Exmission veranlaßt keine Kosten. Nach fünf Jahren wird die Nummer der gratis beerdigten gestrichen, die Hinterbliebenen können nicht mehr

an der Gruft beten; denn die Pariser Katakomben haben ihre sterblichen Ueberreste aufgenommen, und in den Katakomben werden die Knochen so aufgeschüttet und zusammengeworfen, wie bei uns die Austerschalen. Das unterirdische Paris, ehemalige Steinbrüche, auf denen die Stadt wie über einen Tunnel gebaut wurde, ist zu diesem Zweck besonders eingerichtet; wie in einem Bergwerk die Wände von Erz, so bestehen sie hier aus weißen Menschenknochen, über denen die Hirnschädel, an Schnüren aufgereiht, wie ein Fries paradiren. Mehr als 30 Straßen sind in dieser unterirdischen Stadt schon auf diese Art dekorirt, aber es müssen von Zeit zu Zeit neue Straßen angelegt werden. Die Bevölkerung ist fortwährend im Wachsen, denn die Todten reiten schnell.

XV.

Abschied von Paris.

Wir haben nun Paris vom Leben bis zum Tode, vom Morgen bis zur Nacht begleitet, es ist Zeit, Abschied zu nehmen. Ueberdies machen die Hundstage ihr Recht geltend. Es wird in den Straßen und in den Häusern zu heiß und zu eng, die Atmosphäre wird schwer und drückend. Auch das geistige Quecksilber der Pariser ist im Fallen, je mehr das Quecksilber des Thermometers steigt, und sie flaniren schwermüthig und mit schlaffen Gliedern. Wohlan denn! Das erfrischende Meer ist so nah. In vier Stunden bringt uns die Eisenbahn durch die lieblichen Gefilde der Normandie, vor Rouen's herrlichem Dome vorbei nach dem Meere, das trotz aller Allianzen Frankreich und England trennt. Und hier hat Alexander Dümas für seine der Stärkung bedürftigen Landleute gesorgt. Ein einsames Fischerdorf

stand hier, Trouville genannt, dort, wo die Seine in das Meer mündet. Während sonst die Küste sehr felsig ist und der Grund des Meeres wie mit Kieselsteinen geflastert, war hier nur der schönste weiße Sand angespült, wie ihn Kinder zum Spielen gebrauchen, wie ihn zarte Damen lieben, die beim Baden die Solidität des Bodens prüfen. Vor zehn Jahren schrieb hier Alexander Dümas einige seiner Novellen und zugleich einen Feuilleton-Artikel, in dem er das unbekannte Dorf den erstaunten Parisern als den schönsten Badeort schilderte. Und die Pariser, die sonst keine große Freunde des Seebades sind, sie folgten dem Rufe des Dichters, sie zogen mit Frau und Kindern während der heißen Monate an die Ufer der See. Engländer kamen herüber auf kleinen Jachten und großen Dampfschiffen. Trouville hatte in kurzer Zeit seine Saison, es ist Mode geworden. Auf den Spitzen der Hügel, die sich malerisch an der Küste erheben, und in der Ebene erhoben sich nun freundliche Schweizerhäuser statt der ärmlichen Fischerhütten, auf luftigen Balkonen und Altanen lassen zierliche Pariserinnen sich den Wind um die Nase wehen, und schmachtende Engländerinnen um die Ringellocken spielen. Die echten Pariser können sich von der Seine nicht trennen und weil hier die Seine dem Meere, dem Elemente der

Freiheit, sich hingiebt, so folgen ihr in dichten Schaaren die Bewohner ihrer Ufer. Und des Abends vergolden die letzten Strahlen der Sonne die Umarmung der Seine und des Meeres; der Flußgott, der dem engen Gefängniß der Kais und dem schweren Joch der Brücken entronnen ist, der nicht mehr von jeder willkürlichen Bewegung der Polizei Rechenschaft zu geben braucht, er legt seine gelbe bleiche Farbe ab, strahlt vor Freude in purpurrother Gluth und theilt nun mit dem mächtigen Element die Leiden und die Freuden des Lebens, die Ebbe und die Fluth. Wohlan denn! Nach der freien, entfesselten Seine! Nach dem erfrischenden Meere, dem die schaumgeborene Göttin entsprossen ist! Adieu Paris! — —

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin, Schleuse 4.